

Vorwort

Kasachstan und seine Menschen lernte ich auf einer Studienreise mit Beratern und Beraterinnen aus der Aussiedlerarbeit im Jahre 1999 kennen. Wir wohnten in Familien, in der von deutschen Trudarmisten erbauten Kohlestadt Karaganda und erkundeten so das Leben der Deutschen in der ehemaligen Sowjetunion. Zwei Jahre später erlebte ich auf dieselbe Weise die Weite Sibiriens. Omsk, Novosibirsk und Irkutsk waren die Stationen dieser Begegnungsfahrt. Bei der Sibirientour bestand die Reisegruppe größtenteils aus haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern evangelischer Kirchengemeinden in Bayern. Dem Reiseprinzip blieben wir treu und verbrachten die meiste Zeit in deutschen, deutsch-russischen oder russischen Familien. Nach dem Motto von Louis Trenker, „lerne den Menschen kennen, und du lernst sie verstehen“, konnten wir erneut etwas erahnen und erspüren von der leidvollen Wanderung, aber auch von dem tief verwurzelten Glauben der deutschstämmigen Christen.

Mittlerweile arbeite ich seit vier Jahren als Pfarrer für Aussiedlerarbeit im evangelischen Dekanatsbezirk Ingolstadt. Gerade die beiden zuvor genannten Reisen haben mir manche Tür zu den Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion geöffnet. Inzwischen kann ich mich auch in Russisch mit ihnen unterhalten, in der Sprache, die sie jahrzehntelang gezwungen waren zu sprechen. Es ist die Sprache, die gerade den jüngeren Aussiedlern zur Muttersprache wurde, weil es lange Zeit verboten war, das deutsche Sprachgut zu pflegen.

Nun, im Jahre 2002, führt mich eine dritte Reise, zusammen mit meiner Frau Regine, in die Ukraine.

Die deutsche evangelisch-lutherische Kirche in der Ukraine (DELKU) unterhält mit unserer evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern eine Partnerschaft. Und im Rahmen dieser Partnerschaft werden wir drei Wochen in Winniza verbringen. Die ukrainische Schreibweise lautet Vynnytsya, die

russische lautet offiziell Vinnitsja. Ursprünglich war die Reise als Arbeitseinsatz geplant, später entwickelte sich mehr der Gedanke eines Praktikums: Der Aufenthalt soll dem Kennenlernen der kirchlichen Situation in der Ukraine dienen, auch der Vertiefung der russischen Sprachkenntnisse und dem besseren Verständnis der Menschen, die als Aussiedler zu uns nach Bayern kommen.

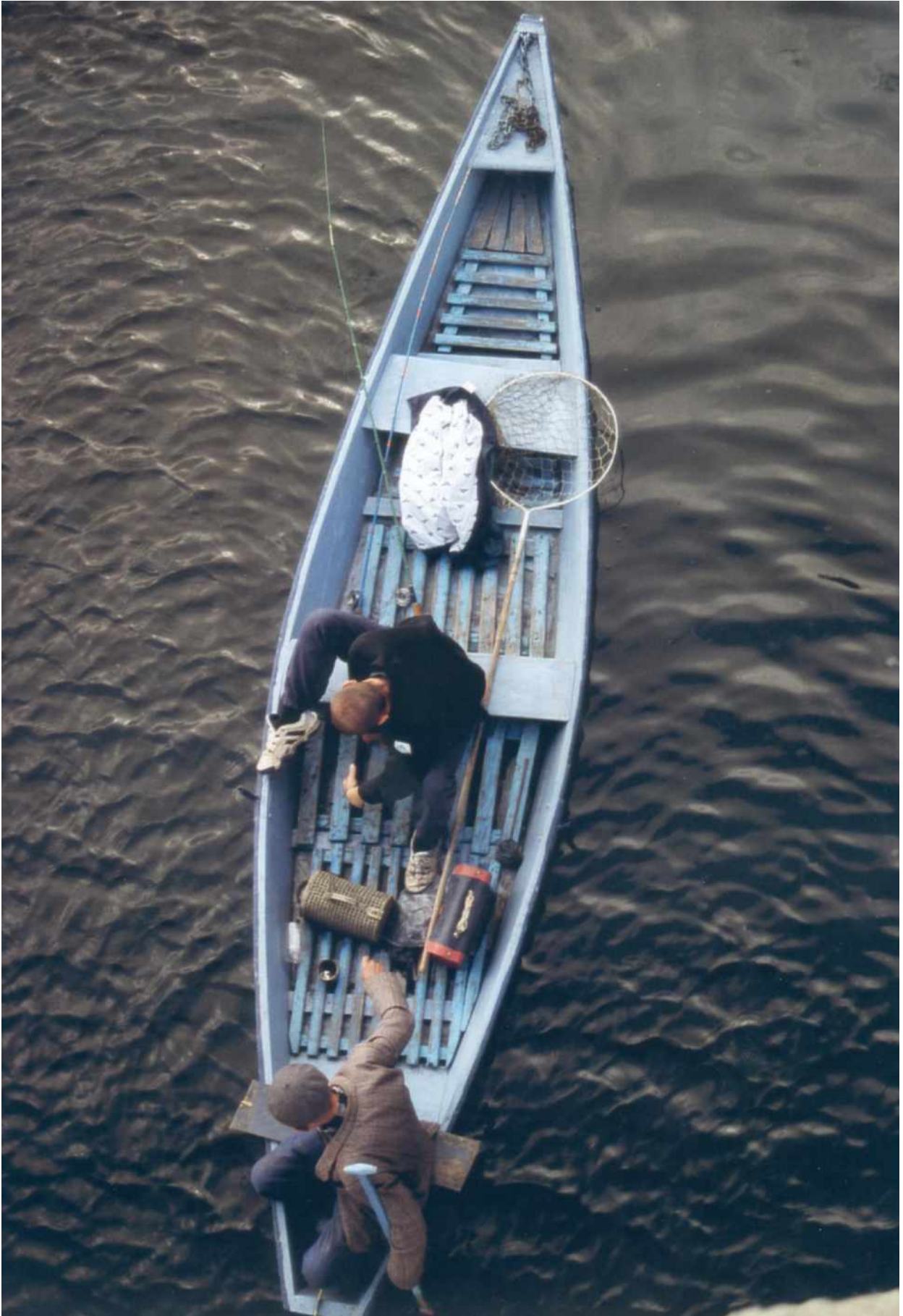
Bislang weiß ich nur wenig über das zweitgrößte Land Europas: Die amtliche Bezeichnung lautet Ukraina, die Bevölkerung umfasst 50 Millionen Einwohner. Seit der Perestroika ist Ukrainisch die Staatssprache. Das Ukrainische ist dem Russischen sehr ähnlich. Seit 1994 wird das Land von dem umstrittenen Staatspräsidenten Leonid Kutschma regiert. Die Hauptstadt heißt Kiew (jetzt Kyiw). Dort leben über zwei Millionen Menschen.

Im Gegensatz zu anderen Teilstaaten der ehemaligen Sowjetunion überlebten nicht einmal kleinste Gruppen der evangelischen Kirche in der Ukraine.

Mit der Deportation der Deutschen im Jahre 1941 wurden auch die letzten noch bestehenden kirchlichen Gemeinschaften zerstört.

Nach dem Niedergang des Kommunismus entstanden zwei lutherische Kirchen:

Die DELKU, die Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche der Ukraine, die, wie bereits erwähnt, in einer Partnerschaft mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern eng verbunden ist. Zweitens gibt es die ukrainisch-lutherische Kirche, die von den USA (Missouri-Synode) gefördert wird. Heute existieren bereits in 40 Städten evangelisch-lutherische Gemeinden deutscher Tradition. In den meisten dieser Gemeinden sind jedoch nicht nur deutschstämmige Christen daheim. Deshalb finden fast alle Gottesdienste zweisprachig statt. In der Westukraine ukrainisch und deutsch, in der übrigen Ukraine russisch und deutsch.



Fischer am Südlichen Buk

Sonntag, 12. Mai 2002

Die Flugtickets liegen bereits auf dem Tisch und auch die Pässe mit den Visa für die Ukraine sind aus München zurückgekehrt. In drei Tagen werden wir also starten. Durch Vermittlung des evangelischen Bischofs der Ukraine, Dr. Edmund Ratz und des Pfarrers von Kiew, Peter Sachi, konnten wir auch schon mit „unserer“ Gemeinde in Winniza Verbindung aufnehmen.

Zunächst telefonierte ich mit der Gemeindeführerin, Larissa Kostenko, die dort auch als Prädikantin tätig ist. Sie spricht nur ein wenig Deutsch und so war es eine große Hilfe, dass mein Mitarbeiter Johannes Hörner gelegentlich übersetzen konnte. Durch Larissas Vermittlung erhielten wir den Namen unserer Gastgeberin, Maria Kiriljuk. Mit ihr hatten wir inzwischen einige Telefongespräche. Sie war Deutschlehrerin. Da gibt es also keine sprachlichen Probleme. Die beiden Frauen haben auch schon eine Kirchenvorsteherin mobilisiert, die uns mit dem Auto vom Flughafen abholen wird. Ursprünglich hatten wir geplant, mit dem Zug von Kiew nach Winniza zu fahren. Aber so ist es natürlich praktischer.

Mittwoch, 15. Mai 2002

Gestern Abend hat die deutsche Fußballnationalmannschaft gegen Wales eine blamable 0:1 – Niederlage eingesteckt. In Kaschmir ermordeten Moslemrebellens über dreißig Menschen. Die Metallarbeiter streiken, während gleichzeitig über einen neuen Tarifabschluss verhandelt wird. In Deutschland soll heute endlich das sommerliche Wetter beginnen. Und wir fliegen in die Ukraine.

Unser Sohn Tim bringt uns zum Flughafen Franz-Josef-Strauß. Immer mehr Passagiere ohne Gepäck nutzen den Kurz-Check-In am Automaten. An einer AOL-Internet-Station ruft ein junger Mann die aktuellen Börsendaten ab. Regine hat aus Versehen

eine ihrer Bastelscheren im Handgepäck verstaut. Zielsicher entdeckt die Beamtin das Sicherheitsrisiko und wir überlassen es dem Flughafenfundus.

Die Reise beginnt um halb neun mit einem kurzen Flug nach Wien. Dort geht es gleich weiter, wieder mit Austria Airlines, nach Kiew. Mit uns an Bord ist eine Münchener Kirchendelegation unter Leitung von Dekan Strack, die in Kiew ihre Partnergemeinde besuchen will.

Eine österreichische Körnerstange wird als Zwischenmahlzeit gereicht. Mein lybischer Flugnachbar erkundigt sich nach der Auflage der Stange. Die Stewardess versichert ihm, dass es sich um Chicken handelt. Da er nur drei Worte Englisch spricht, vergewissert er sich bei mir mit einer Zeichnung, dass es sich wirklich um Hühnerfleisch handelt. Aber essen mag er das Teil dennoch nicht und schenkt es mir.

Während des Fluges lese ich diverse Informationen über die Ukraine und erfahre so, dass nicht nur die lutherische Kirche gespalten ist. Auch die orthodoxe Kirche besteht aus verschiedenen Gruppierungen. Die moskautreue Kirche verbündete sich mit der katholischen Kirche zu einer unierten Gemeinschaft. Dieses Bündnis machten aber nicht alle mit. Also gab es zwei Kirchen. Schließlich spaltete sich noch eine eigene ukrainisch-orthodoxe Kirche ab. Und so wurden aus eins drei.

Schenkt man dem einzig existierenden deutschen Ukraine-Reiseführer Glauben, dann ist in dem Land das Autofahren wegen der rücksichtslosen Fahrweise der Ukrainer sehr gefährlich, die Hotels entsprechen nicht dem europäischen Standard und sind überverteuert, das Essen ist in den Lokalen wenig einfallreich und ebenfalls zu teuer und das Einkaufen soll sehr kompliziert sein. Beamte, insbesondere an den Bahnschaltern seien unfreundlich, die Streckenpläne und das Bezahlungs-System bei den Buslinien seien undurchschaubar. Umso mehr wird die Freundlichkeit der Menschen auf der Straße hervorgehoben, die

Gastfreundschaft und die Möglichkeit fast überall wild campieren zu können.

Aus dem Cockpit meldet sich der Flugkapitän und gibt den Wetterbericht für Kiew durch: Sonne, bei leichter Bewölkung, und 25 Grad Celsius. Ich helfe meinem arabischen Nachbarn beim Ausfüllen des Einreiseformulars. Angekommen auf dem Flughafen Kiew-Borispol muss zusätzlich eine Zollerklärung ausgefüllt werden.

Unter den vielen Abholern am Ausgang der Flughafenhalle steht auch die freundliche Rita Fjodorowa und streckt den Ankommenden ein Schild mit unserem Namen entgegen. Souverän lotst die resolute Endfünzigerin uns durch die Schlange der Taxifahrer, die nach Kundschaft fragen zu dem großen Parkplatz, wo Vitalij schon vor seinem Moskwitsch auf uns wartet. Das Auto ist genau so alt wie sein wortkarger Chauffeur: dreißig Jahre. Es ist bereits drei Uhr als wir starten. Zunächst springt die alte Mühle nicht an. Vitalij holt aus dem Kofferraum einen Schraubenzieher, öffnet die Motorhaube, schließt irgendwelche Kabel kurz und der Motor fängt an zu tuckern. Auf einer großzügig angelegten, teilweise sechsspurigen Autobahn, die kaum befahren ist, steuert Vitalij seinen Wagen Richtung Norden. Immer wieder berät er sich mit Rita und fragt Passanten nach dem Weg, denn nirgendwo sind Hinweisschilder zu sehen.

Bei der Überquerung des Dnjapro (früher Dnjepr) bietet sich ein weiter Panoramablick auf Kirchen und Hochhäuser der ukrainischen Zwei-Millionen-Metropole. Vitalij erwischt die falsche Ausfallstraße und landet etwas zu weit östlich. Während der Fahrt blättert er in einem zerfledderten Straßenatlas in Taschenkalenderformat. Bei Obuhiv hole ich meine Landkarte aus dem Kofferraum. Nach weiteren Passantenbefragungen und mit Hilfe der Karte finden wir den Weg nach Bila Cerkva und sind nach über einstündiger Verspätung endlich auf der geplanten Route.

Was zunächst auffällt, sind die wirklich großzügig angelegten, meist alleearartigen Straßen. Fast alle haben einen breiten, ungeteerten Standstreifen, der auch von Fußgängern und Fuhrwerken genutzt wird. In einem Abstand von gut zwanzig Metern wird die Straße an beiden Seiten von großen Alleebäumen gesäumt, die häufig mehrere Reihen umfassen. Kastanien lassen sich ausmachen, Erlen, Ulmen, Espen, Linden, ein paar Birken und sogar Weiden.

Hinter diesem Laubwald-Alleestreifen erstrecken sich endlos weite Felder in saftigem Grün. Dort, wo sie brach liegen, deutet die tiefschwarze Erde darauf hin, dass es sich um äußerst fruchtbare Böden handelt. Getreide wird hier angebaut und Zuckerrüben. Auch große Kleefelder sind zu sehen. Und einmal auch ein Hopfenacker. Nur selten tauchen auf den Feldern arbeitende Menschen oder Maschinen auf. Mitte Mai ist das nicht allzu verwunderlich.

Auf dem breiten Grünstreifen zwischen Allee und Asphalt gibt es viel zu entdecken. Angepflockte Pferde, Männer die bei ihren Ziegenherden im Gras sitzen, ein Ehepaar, das den Beiwagen eines Motorrads mit frischem Grünfutter belädt, eine Babuschka, die ihre Gänse vor sich her treibt und ein paar Kühe, die über die Straße marschieren. Idyllische Bilder sind das, die im Kontrast stehen zu dem erbärmlichen Zustand der landwirtschaftlichen Gebäude und den winzigen, fast ausschließlich eternitgedeckten Wohnhäusern. Lediglich am Stadtrand von Kiew passierten wir ein paar Neubausiedlungen mit protzigen Einfamilienhäusern.

Sanfte Hügelketten, Teiche und kleine Seen unterbrechen die Monotonie der Felder. Und in Mitten der wenigen Dörfer fallen die neuen oder im Bau befindlichen Kirchen auf und die vielen neuen schlecht-besuchten Tankstellen.

Mittlerweile ist es fünf Uhr und der Magen knurrt. Die kleine, schlanke Bedienung in



Dorfidylle bei Priluka

dem leeren Cafe bei Bila Cerkva holt die Köchin, die die möglichen Speisen aufzählt. Wir entscheiden uns für einen Salat, Kartoffelbrei und das – wie Rita übersetzt – geschabte Fleisch. Es handelt sich dabei um ein, wie sich später herausstellt, kleines paniertes Schnitzel. Das einfache Essen ist gut und sehr preiswert und widerspricht somit den Angaben in unserem Reiseführer.

Während der Weiterfahrt fängt es an zu regnen und ich fürchte um den Inhalt meines Koffers, der auf dem Dachgepäckträger liegt. Langsam wird es auch dunkel, aber viele Autos fahren dennoch ohne Licht. Vitalij schiebt zum dritten mal, nachdem er sie zurechtgeklopft hat, dieselbe Musikkassette ein. Die Musik kämpft mit dem Moskwitsch um Gehör. Virus, eine russische Band, wechselt sich ab mit einem Uraltpop song, Hiphop-Gedudel und Makarena. Zum dritten Mal wird getankt, diesmal nur fünf Liter. Vitalij wäscht sich seine Hände in einer Wasserpfütze, holt den Koffer vom Dach und verstaut ihn neben Regine und Rita auf dem Rücksitz.

Rita erzählt ihre Geschichte. Sie hat zwei verheiratete Söhne und vier Enkelkinder. Einer der Söhne starb vor einem Monat mit neununddreißig Jahren an einem Herzinfarkt. Auch Ritas erster Mann ist bereits verstorben. Nun lebt sie mit ihrem zweiten Mann und der 84-jährigen deutschstämmigen Mutter zusammen. Vor zwei Jahren haben sie die Ausreise nach Deutschland beantragt und warten auf die Genehmigung.

Endlich, um 21.00 Uhr, trifft der alte Moskwitsch stotternd in Winniza ein. Bei niedriger Geschwindigkeit fängt das Fahrzeug immer an zu zittern und droht jeden Moment stehen zu bleiben. Viel erinnert in Winniza sofort an die Besuche in Kasachstan und Sibirien. Die altersschwachen Trolleybusse, die Sammeltaxis, die elegant bis gewagt gekleideten schlanken Frauen und die vier- bis zehngeschossigen Hoch-

haussiedlungen aus kommunistischen Tagen, ziegelgemauert und unverputzt.

In der Uliza Kiewskaja 60, Wohnung Nummer 53, werden wir bereits sehnhchst erwartet. Maria Grigorjewna Kiriljuk, die 56-jährige Wohnungsinhaberin hat ihr Schlafzimmer für uns hergerichtet. Sie selbst wird im Wohnzimmer auf dem Sofa schlafen. Auch Larissa Kostenko, die junge Gemeindeleiterin und Prädikantin mit ihrer vierjährigen Tochter Greta umarmt uns herzlich wie alte Freunde.

Vor dem Abendessen bittet Larissa darum, dass wir miteinander das Vaterunser beten. Während des leckeren Mahles wird viel geredet und gelacht. Maria studierte 1962 Deutsch und schwärmt noch heute von ihrer damaligen Lehrerin aus der DDR, „die so elegant, humorvoll, gefühlvoll, tolerant, menschlich und demokratisch war.“ Ab und zu reden wir Russisch miteinander, aber dann wird doch wieder Deutsch gesprochen, weil Maria unsere Sprache besser beherrscht als wir das Russische. Es gibt so viel zu erzählen.

Die kleine evangelische Gemeinde von Winniza zählt etwa 140 Mitglieder und schon morgen werden wir bei einer Kirchenvorstandssitzung als Gäste dabei sein. Neben dem Gottesdienst gibt es eine aktive Kindergruppe und eine Gruppe von Jugendlichen und Erwachsenen, die sich auf die Konfirmation vorbereiten. Außer Larissa arbeitet in der Gemeinde noch ein weiterer Prädikant mit. In der Ukraine können die Prädikanten nicht mit der Sakramentsverwaltung beauftragt werden. Auch die Frauenordination wird hier abgelehnt. Und weil Winniza keinen eigenen Pfarrer hat, freut sich Larissa, wenn wir im Gottesdienst auch miteinander das Abendmahl feiern werden.

Larissa mit Greta und Rita verabschieden sich. Maria köpft den mitgebrachten Eierlikör und wir stoßen an auf die gemeinsamen Wochen. Im Gespräch lernen wir ihre bewegte Religionsgeschichte kennen. Ma



Vor unserem Wohnhaus in der Kiewskaja-Strasse

rias Mutter, eine Polin, war ursprünglich evangelisch, trat dann aber zur katholischen Kirche über und so wurde Maria katholisch getauft. Unter anderem bedingt durch ihre Ehe mit einem orthodoxen Mann, wandte sie sich mehr der orthodoxen Frömmigkeit zu. Ihre beiden Söhne ließen sich im Erwachsenenalter orthodox taufen. Zum Leidwesen der Mutter geschah dies jedoch nach Moskauer und nicht nach ukrainischer Tradition.

Marias Ehe wurde geschieden. Sie hatte ihre alten Eltern bei sich in der kleinen Wohnung aufgenommen, das war ihrem Mann möglicherweise zu viel. Schließlich fand Maria in der evangelischen Gemeinde ein geistliches Zuhause. Gleichwohl schwärmt sie vom Papstbesuch in Kiew, den sie persönlich miterlebte.

Donnerstag, 16. Mai 2002

Das überlaute Radio in der Küche, das irgendwann um fünf Uhr anfang zu sprechen, weckt mich auf. Ich wundere mich, dass Maria schon so früh aufsteht und wage nicht, sie zu bitten, die Lautstärke zu mildern. Dann gehe ich doch in die Küche und stelle fest, dass dort niemand ist und dass Maria tief und fest im Wohnzimmer schläft.

Nach dem Frühstück zeigt unsere Gastgeberin uns den Straßenmarkt und ein paar Geschäfte in der Nähe ihrer Wohnung. Dann begleiten wir sie zum Bus. Die ehemalige Deutschlehrerin ist zwar schon in Rente, aber die reicht für den Lebensunterhalt nicht aus. Deshalb arbeitet sie noch bei einer Behörde, die das kulturelle Leben der Stadt fördert.

Weil wir nicht wissen, wie das Wort Kleiderbügel ins Russische übersetzt wird, malt Regine einen ebensolchen auf. Aber Kleiderbügel gibt es nur in der Stadtmitte. Dafür erstehen wir trockenen moldawischen Weiswein, Jakobs Kaffee als zusätzliches Gastgeschenk für Rita, eine Flasche Muskatwein, Wasser, Bier, Milch und Äpfel.

Beim Wechseln der größeren Geldscheine gibt es Probleme, aber die Verkäuferinnen helfen sich untereinander aus.

In den Gemischtwarenladen, der auf etwa 100 Quadratmetern sieben bis acht scheinbar eigenständige Geschäfte unterbringt, zähle ich etwa zwanzig Verkäuferinnen. Draußen auf der Straße bieten alte Frauen ein paar Flaschen Milch zum Verkauf an, die man allerdings auch frischgezapft bei einem Tankwagen kaufen kann. Und auf dem Markt gibt es in winzigen Blechbuden oder an offenen Ständen einfach alles, nur keine Kleiderbügel.

Am Nachmittag schaue ich mir die Klinik Nummer 2 an, die in unmittelbarer Nähe unserer Wohnung ebenfalls an der Kiewskaja liegt und die der medizinischen Universität angegliedert ist. Hier werden offensichtlich auch etliche ausländische Studenten ausgebildet, denn gerade verlassen ein paar junge Inderinnen und Inder eines der Gebäude.

Die Versammlung des Kirchenvorstandes der jungen evangelischen Gemeinde Winniza findet um 18.00 Uhr im Wohnzimmer von Maria statt. Vor sechs Jahren, im Jahre 1996 kamen erstmals ein paar Leute zusammen, um eine evangelisch-lutherische Gemeinde deutscher Tradition zu gründen. Ein Jahr später wurde die Gemeinde, die heute bereits 137 eingeschriebene Mitglieder zählt, offiziell registriert. Vierundvierzig der Gemeindemitglieder sind konfirmiert.

Der Kirchenvorstand unter der Leitung von Larissa Kostenko setzt sich aus drei Frauen und zwei Männern zusammen. Wie schon erwähnt, ist Larissa auch als Prädikantin tätig und sie leitet auch die Konfirmandenkurse. Sie ist eine junge, lebensfrohe Frau, die durch die ehemalige Leiterin für die Gemeinde gewonnen wurde. Eigentlich ist Larissa Ingenieurin, aber jetzt arbeitet sie in einem Werbeverlag. Ihre Eltern sind deutschstämmig. Sie hat zwei Kinder im



Gemeindeleiterin Larissa Kostenko

Alter von vier und zwölf Jahren Greta und Valleri.

Ihr zur Seite steht der zweite Prädikant der Gemeinde, Mekola Obstadt, ein 65-jähriger Kunstmaler, der aber auch als Automechaniker sein Geld verdient. Sein Vater war Deutscher, seine Mutter Polin. Über das deutsche Kulturinstitut Wiedergeburt und eine Anzeige in der Zeitung fand er den Weg in die junge evangelische Gemeinde.

Der Geburtsname Esau von Antonina Dekaluk weist auf ihre deutschen Wurzeln hin. Die Schwester der verwitweten Rentnerin und vierfachen Oma lebt bereits seit vielen Jahren in Dortmund. Aber Antonina, die fließend Deutsch spricht, hat noch keinen Ausreisantrag gestellt. In Kasachstan und Russland arbeitete sie als Mathematiklehrerin. Das wurde ihr in der Ukraine untersagt und sie musste die letzten Berufsjahre als Arbeiterin ihr Geld verdienen. Sie sagt das ohne Bitterkeit. Viele Jahre lebte sie in Winniza ohne zu wissen, dass es dort noch andere deutschstämmige Menschen gibt. Von der Existenz der evangelisch-lutherischen Gemeinde erfuhr sie erst durch das Fernsehen.

Rita Fjodorowa kennen wir bereits durch den gestrigen Abholdienst. Die gelernte Friseurin arbeitete später als Briefträgerin. Heute ist sie in Rente und hofft, wie zuvor beschrieben, bald ausreisen zu können.

Letzter im Bunde der fünf ist Oleg Lange. Nur schwer gelingt es uns miteinander seine berufliche Tätigkeit zu definieren. Schließlich einigen wir uns darauf, dass er als staatlicher Beamter in der Region Winniza die wirtschaftlichen Möglichkeiten analysiert und die entsprechenden Gegebenheiten prüft. Der trotz deutscher Verfahren orthodox getaufte Christ fand über eine Zeitungsanzeige den Weg in die evangelisch-lutherische Gemeinde.

Als weitere Säule der Gemeinde ist Nadija Maksimez anwesend, die als Übersetzerin

bei Gottesdiensten fungiert, wenn ein Pfarrer predigt der nicht Russisch spricht. Auch Nadija ist orthodox getauft und wurde von Larissa zunächst für die Mitarbeit, dann für die Gemeinde gewonnen. Zusammen mit unserer Gastgeberin Maria ist sie für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig.

Etwas später trifft noch Ilona Pechan ein, Studentin der Informatik, ehrenamtliche Organistin und Chorleiterin. Über die „Wiedergeburt“ kam sie in die Kirche und wurde 1998 in Winniza getauft und konfirmiert.

Bei der ausführlichen Vorstellungsrunde blitzen unterschwellig auch verschiedene Auffassungen über Glaubensfragen auf. Aber Larissa hält den Zügel charmant und dennoch resolut in der Hand. Natürlich werden auch gleich Pläne geschmiedet für meinen und Regines Einsatz bei Gottesdiensten und Gemeindeveranstaltungen. Vielleicht lässt sich sogar eine Exkursion nach Odessa verwirklichen.

Abschließend stelle ich meine Aussiedlerarbeit in Ingolstadt vor und spreche über die Chancen und Probleme, die die Menschen in Deutschland erwarten, die aus der ehemaligen Sowjetunion zu uns kommen. Bei unseren Gesprächen wird auch viel gelacht, nicht nur beim obligatorischen Gruppenfoto. Wir spüren, dass die Geschichte von dem einenden Heiligen Geist nicht nur in den Köpfen stattfindet. Heute hat diese Geschichte unsere Herzen erreicht und berührt.

Nach drei Stunden löst sich die Versammlung auf. Maria zeigt uns ein paar Fotos. Wie sich herausstellt, trat sie neben ihrer Tätigkeit als Deutschlehrerin häufig als Gesangssolistin bei Konzerten auf. Auch wir machen sie bei einer Flasche Wein aus Odessa anhand einiger Fotos mit unserer Familie bekannt.



Kirchenvorstandssitzung im Wohnzimmer
Von links: Maria, Nadija, Helmut, Larissa, Mekola, Oleg, Ilona, Antonina, Rita

Freitag, 17. Mai 2002

Zum Frühstück gibt es Kartoffelbrei und Salat, das kennen Regine und ich schon aus Kasachstan und aus Sibirien.

Im Postamt, das exquisit eingerichtet und mit neuester Computertechnik ausgestattet ist, gibt es neuerdings auch Nescafe zu kaufen. Wir erwerben einen Satz Ansichtskarten, die sich allerdings nur im Kuvert verschicken lassen.

Nach drei Passantenbefragungen findet sich auch die richtige Bushaltestelle. Die Fahrt mit dem Trolleybus in die Stadtmitte kostet umgerechnet gerade einmal 10 Cent. Die freundliche Schaffnerin empfiehlt am Park auszusteigen, durch die Anlagen zu schlendern und von dort ins Zentrum zu kommen. Und so machen wir es dann auch.

Die Sonne lacht, es weht ein leichter, kühlender Wind. Auf einer Parkbank schläft ein junger Mann seinen Rausch aus. Ein Bettler mit Down-Syndrom, der eine mit Ordensspangen behängte Uniformjacke trägt, bettelt die Spaziergänger an. Die Eisverkäuferin wartet auf Kundschaft. Aus dem Lautsprecher am Theaterpavillon plärrt schleppende russische Volksschlagermusik. Ein paar Frauen setzen neue Blumen in die Beete und die jungen modischen Mädchen wetteifern um noch kürzer, noch enger, noch schlanker.

Beim Verlassen des Parks stoßen wir auf einen großen Platz, der auch von Straßenbahnen befahren wird. In dem großen Univermag (Kaufhaus) erwartet den Kunden dasselbe System wie in dem einige Seiten vorher beschriebenen Laden an der Kiewskaja. Es gibt eine Vielzahl von kleinen und kleinsten Abteilungen, die teilweise dieselben Artikel anbieten und manchmal miteinander zu konkurrieren scheinen. Die Frage nach den schon bekannten Kleiderbügel wird entweder falsch oder mit einem kühlen Schulterzucken beantwortet.

Es gibt aber auch Freundlichkeit. Eine junge Verkäuferin steht auf, verlässt ihren Stand und begleitet Regine zu einer Abteilung, in der die gewünschten Objekte angeboten werden. Die aufmerksame junge Frau bittet gar noch ihre Kollegen, den armen deutschen Besuchern zu helfen.

Tourismus gibt es hier noch nicht. So gestaltet sich die Suche nach einem Stadtplan verhältnismäßig kompliziert. In einem Zeitungskiosk darf dann das letzte Exemplar von der Wäscheleine entnommen werden.

Ausgerechnet vor der Wechselstube, mitten im Kaufhaus, stehen die inoffiziellen Geldwechsler, die einen noch günstigeren Kurs anbieten als den, der an der Kasse hinter ihnen angeboten wird. Hätte ich meinen ersten Geldtausch hier und nicht am Flughafen von Kiew vollzogen, hätte ich 5% oder umgerechnet immerhin gut 20 Euro gespart.

Die Suche nach einem kleinen Küchenmesser zum Gemüseschneiden für Marias Haushalt erweist sich als Fortsetzung der Bügelgeschichte, diesmal allerdings ohne Happy End. Denn nach vier Fehlversuchen kann uns der fünfte, sogar ein wenig deutsch sprechende Verkäufer nur ein etwas größeres Messer im Dreierpack anbieten. Wenn schon Marktwirtschaft, dann gleich richtig.

So geplagt verlangen die müden Einkäufer nach einer Pause. Ein Straßencafe lädt dazu ein. Und nicht nur dazu. Leute beobachten ist halt einfach schön. Womit verdienen beispielsweise die drei jungen Männer, die in abgedunkelten Mercedeslimousinen vorfahren und abgedunkelte Sonnenbrillen tragen, wohl ihr Geld? Und wurden die deutschen Luxuskarossen ehrlich bezahlt oder auf Bestellung geklaut?

Na, wir haben jetzt andere Sorgen. Wir wollen was zu essen. Aber auch das ist nicht so einfach. Den Kraut- und Kartoffelsalat gibt es nicht, das schon bestellte Schnitzel leider auch nicht, ob es denn ein

halbes Hähnchen sein darf, das einzige das sich am Grill dreht? Na gut, sagt der gestresste Deutsche und seine Frau meint ein viertel Hähnchen reicht doch auch und malt $\frac{1}{4}$ auf ihren Handteller. Die Bedienung übergießt uns mit einem Wortschwall (das ist immer sehr bedenklich). Nach langem Warten erscheint sie und stellt Regine einen Topf Pelmeni hin. O.K. Ich bekomme zwei Teller auf denen mit Käse überbackene Tomaten liegen. Darunter verbirgt sich kleingehacktes Hühnerfleisch vermischt mit hartgekochten Eiern. Auch O.K. Das Hühnchen am Grill dreht sich übrigens noch immer.

Es wird Zeit zur Kiewskaja zurückzukehren. Zu Fuß überqueren wir die Brücke, die über den südlichen Buck führt. Die ersten Badegäste wagen sich bereits ins Wasser. Nach beiden Seiten weitet sich ein schöner Blick auf die Stadt. Aber diesen Blick sollte der arglose Fußgänger nicht beim Laufen wagen, denn der Gehweg ist mit teilweise autoreifengroßen, tiefen Löchern übersät. Die letzten zwei Stationen vertrauen wir uns dem Trolleybus an.

Mekola und Larissa, die beiden Prädikanten der Winniza-Gemeinde, warten schon auf der Bank vor dem Haus. Larissa hat weitere Neuigkeiten und der Programmplan nimmt langsam bedrohliche Formen an. Die rührige Gemeindeleiterin hat mit Bischof Ratz telefoniert und der meinte, ich sollte doch von Dienstag auf Mittwoch an der Pfarrkonferenz in Dnjepropetrowsk teilnehmen. Also rufe ich ihn an und er sagt, das sei ja nicht so weit und mit dem Nachtzug gut zu erreichen. Also gut, ich komme. In der Millionenstadt besteht die Möglichkeit, die zehn Kollegen der Partnerkirchen kennenzulernen, über die Aussiedlerarbeit in Ingolstadt zu berichten und vielleicht über die Sorgen der Gemeinde von Winniza zu sprechen. Als ich auf die Landkarte schaue bin ich doch leicht geschockt. 700 km schätze ich die Entfernung und später teilt Mekola mit, dass der Nachtzug Winniza erst um 1 Uhr verlässt und gegen 14 Uhr in Dnjepropetrowsk ankommt. Wer weiß also, ob es überhaupt klappt.

Dann wird der Gottesdienst für Pfingstsonntag vorbereitet. Die nicht nur unterschwellige Kabbele zwischen den beiden Prädikanten setzt sich fort. Wir verteilen die Gottesdienstbausteine, suchen die Lieder aus und entscheiden, wann ich deutsch und wann ich russisch spreche und wann übersetzt wird.

Dann kommt die pekuniäre Problemsituation der Gemeinde zur Sprache. Sollte ich die etwas erregte Diskussion richtig wiedergeben, so ergibt sich folgendes Bild.

Winniza unterhält eine Partnerschaft mit dem Dekanat Kitzingen. Mit deren finanzieller Hilfe konnte ein Gebäude erworben werden, das als Gemeindehaus und Kirche ausgebaut werden soll. Für diesen Ausbau wird laut Auskunft von Pfarrer Schick vom Dekanat Kitzingen seit drei Jahren Geld gesammelt. Bisher sei von dem Geld die Installation von Wasser und Heizung finanziert worden. Wieviel Geld noch vorhanden ist, weiß in Winniza niemand. Der Zaun vor dem Haus sei eingefallen und auch sonst geht der Umbau nicht weiter, weil das Geld fehlt. Das Haus verfallt mehr und mehr. Insgesamt werden angeblich noch 20.000 Euro benötigt.

Nach der Diskussion lädt Mekola uns zu sich ein. Wir sollen seine Bilder anschauen. Aber wir verschieben den Besuch auf einen anderen Tag, weil Larissa in zwei Stunden nochmals vorbeikommen möchte. Aber das Warten auf sie ist vergebens. Sie muss sich um ein psychisch krankes Paar kümmern. Das kostet viel Zeit.

Maria ist abends als Dolmetscherin für zwei Schweizer Jäger und Geschäftsleute unterwegs, die sich mit einem ukrainischen Jagdgenossen zum Essen treffen. Spät in der Nacht überbringt Larissa die Nachricht, dass der Zug am Montag nach Dnjepropetrowsk ausgebucht ist. Über eine Freundin, die bei der Bahn arbeitet, will sie zumindest versuchen doch noch ein Ticket aufzutreiben.

Samstag, 18. Mai 2002

Um halb sechs klingelt der Wecker. Larissas Betrieb unternimmt heute mit etwa fünfzig Personen seinen Ausflug, und sie hat die deutschen Besucher dazu eingeladen. Maria überlegt, ob sie das ganze Unternehmen nicht abblasen soll, denn es regnet ununterbrochen und die Veranstaltung wird überwiegend im Freien stattfinden.

Maria berät sich mit Larissa, bringt mir Schlechtwetterschuhe und einen Regenschirm mit und los geht's. Gerade noch rechtzeitig vor der Abfahrt erreichen wir mit dem Trolleybus unsere Ausflugsgruppe und steigen zu. Die Mannschaft besteht aus überwiegend jüngeren Leuten und ein paar Kindern. Die Frauen sind in der Überzahl. Während der ersten zwei Fahrtstunden, es regnet draußen endlos weiter und einige Mitfahrer schlafen, erzählt eine Reiseleiterin ohne Punkt und Komma über Ausgrabungen alter Skytensiedlungen und von einem Flugpionier, der hier in der Ukraine noch vor den Gebrüdern Wright erste Flugversuche gestartet haben soll.

Nach zwei Stunden wird eine kurze Rast eingelegt. Ein paar Frauen schmieren auf der hintersten Busbank belegte Brote (Butterbrodi = russisch: belegte Brote), die von hinten nach vorne durchgereicht werden. Auf die selbe Weise folgt dann der Tschai nach, ebenso der Zucker und ein einzelner Umrührplastiklöffel. Auf der Weiterfahrt werden wir darüber informiert, dass wir gerade die mit 200 Kilometern längste Lindenallee der Welt passieren. Sie wurde vor 300 Jahren zu Ehren der Zarin Katharina erbaut und war so breit, dass 26 Menschen bequem nebeneinander gehen konnten. Angeblich wurde die Straße nur angelegt für eine Fahrt ihrer Majestät zur Krim. Hinter den Linden wurden extra für diesen Ausflug Kulissen errichtet, von denen aus die Bauern ihrer Herrscherin zujubeln durften und mussten.

So historisch bereichert oder schlafend kommen wir gegen 11.00 Uhr in Uman an. Die Stadt, die etwa 100.000 Einwohner umfasst und mit dem „Umaner Dendrolo-

gischen Park Sofijiwka“ immerhin ein von der Unesco geschütztes Weltkulturerbe beherbergt, wird ebenso wie Winniza, in dem einzigen Reiseführer über die Ukraine, den es in Deutschland gibt, mit keinem Wort erwähnt.

Dieser Park ist heute nicht nur unser Ausflugsziel. Über hundert Busse zähle ich, die auf der engen Zufahrtstraße und einigen kleinen Parkplätzen stehen. Bei den meisten Besuchergruppen handelt es sich um Schulklassen oder um Gruppen wie unsere. Auch zwei Gruppen behinderter Menschen begegnen uns. Die uns so vertrauten Seniorenkreise fehlen hier völlig.

Noch immer regnet es, aber das scheint die Parkgäste überhaupt nicht zu stören. Die jungen Mädchen tippeln teilweise strumpflös in knappen Miniröcken herum, mit offenen hochhackigen Schuhen und viele haben weder Regenkleidung noch einen Schirm dabei.

Der Park wurde im Jahre 1796 angelegt und immer weiter ausgebaut. Ursprünglich war er das Geschenk des polnischen Gutsbesitzers Stanislaw Schenskij-Potozkij an seine Frau Sofia, zu deren Geburtstag im Jahre 1802. Später wurde das Gelände erweitert und vervollkommen. Die ohnehin wasserreiche, hügelige Landschaft verwandelte man in ein Paradies aus Flussläufen, kleinen Seen, Fontänen und Wasserfällen, auf insgesamt 170 Hektar Fläche. Eine Führerin, die uns nicht weniger engagiert als unsere Bussprecherin begleitet, erzählt geradezu maschinengewehrartig über die Entstehung des Parks. Für jede der Granitformationen, die teilweise in ihrer Ursprünglichkeit belassen, teilweise von Menschenhand verändert wurden, findet sie eine Erklärung oder eine Legende, die sich um diesen oder jenen Stein rankt. Auch die Heldenstatuen aus der griechischen Sagenwelt, beschreibt sie mit einem Sprachschwall, dem selbst die Einheimischen nicht immer folgen können. Es war Sofias Idee gewesen den Park im romantischen Stil und unter Einbindung römischer



Pferdefuhrwerk am Stadtrand von Winniza

und griechischer Mythologie anzulegen. Fünfzig Jahre später wurde dem Park ein Englischer Garten angegliedert.

Während der Führung kommt es ständig zu Kollisionen mit anderen Gruppen und an jedem nur erdenklichen Platz lassen sich die Menschen in scheinbar vorher einstudierter Pose fotografieren. Ich weiß wirklich nicht, was mich mehr fasziniert: die grandiose Kulisse dieser gezähmten und gestalteten Natur oder die kindliche, blanke Freude der Menschen über ein paar Stunden, die sie aus dem grauen Alltag befreien. Auch an den Souvenirbuden und den Knabberständen gibt es kein Halten. Als besonders beliebt erweist sich eine Kugelkeule aus Holz als Andenken und eine Waffeltüte mit Puffreis zum Verzehr.

Endlich hört es auf zu regnen und prompt tauchen die ersten Brautpaare auf, um den geeigneten Hintergrund für ihr Hochzeitsfoto zu suchen. Regine und ich haben genug. Wir lassen uns auf einer Parkbank nieder und schauen den jungen Frauen zu, die ihre hochmodischen Schuhe an einem Brunnen vom Schmutz der Parkwanderung befreien.

Um zwei Uhr sitzen alle wieder im Bus. Die Städte Gajsin und Nemirio werden durchquert. Am Schluss gibt es ein ukrainisches Picknick auf freiem Feld neben den Alleebäumen. Ein paar Decken werden auf dem Boden ausgebreitet und schnell füllt sich die Tafel mit belegten Broten, Radieschen, russischen Eiern, Lauchzwiebeln, Tomaten, Gurken und Käse. Natürlich darf der Wodka nicht fehlen und der dazugehörige Toast. Fröhlich werden die fremden Deutschen mit in die Mitte genommen.

Zum Glück hat der Fernseher im Bus einen Wackelkontakt und der Film, den der Busfahrer während der Fahrt zeigen möchte, muss wieder abgeschaltet werden. Also versucht er seine Fahrgäste mit Musikgedudel aus der Kassettenkonserve zu unterhalten. Das aber wird bald abgelöst von

fröhlichen Gesängen, bei denen die Frauen eindeutig die Führungsrolle übernehmen.

Mit Larissa und Maria verlassen wir am Hauptbahnhof von Winniza den lustigen Haufen. Maria verhandelt mit den Frauen am Fischstand, ob ich sie und ihre Ware zur Erinnerung ablichten darf. Sie lächeln zustimmend. Für Maria kaufe ich einen getrockneten Fisch, den sie, wie sie sagt, über alles liebt. Beim Abendessen probiere ich auch davon, aber der Salzgehalt macht die Köstlichkeit für unsereinen ungenießbar.

Pfingstsonntag, 19. Mai 2002

Ein Pfingstsonntag wie im Bilderbuch. Der Himmel leuchtet ansichtskartenblau, die Straßen sind noch wenig befahren, die Sonne lacht. Ein letztes Mal memoriere ich die russischen Texte.

Mit dem Trolleybus geht's zum Gottesdienst. Er findet in einem Hinterhofgebäude statt, in dem ein Kindergarten untergebracht ist. Die Einrichtung des Gruppenraumes ist geradezu abenteuerlich zusammengestöpselt. Drei Bänke gibt es da, davor zwei weitere sehr niedrige Bänke ohne Lehnen, eine Stuhreihe an der Seite für die Mitwirkenden und zwei Kinderbänke an der gegenüberliegenden Seite, die allerdings auch von erwachsenen besetzt werden. Als Altar dient ein winziger, sehr niedriger wackeliger Tisch, daneben ein Hocker, auf dem der Abendmahlkelch und ein Korb mit Brot stehen.

So armselig der Raum ist, so herzlich sind die Menschen, die ihn nach und nach füllen. An die fünfzig Personen zähle ich, das sind fast vierzig Prozent der Gemeinde. Alle Altersgruppen sind vertreten und offensichtlich auch alle sozialen Schichten. Larissa stellt mir Kolja vor, einen jungen Mann, der in Heimen aufwuchs und kürzlich konfirmiert wurde.

in ihrer unbekümmerten und gleichzeitig bestimmten Art begrüßt Larissa die Ge-

meinde, uns, einen Pfarrer aus St. Petersburg und zwei Theologiestudenten von dort, die gerade in Winniza ein Jugendleiterseminar besuchen. Rita überreicht uns als Willkommensgruß nach ukrainischer Tradition Brot und Salz. Ich halte meine Begrüßungsrede in Russisch und spüre die Wärme und Freundlichkeit, die mir entgegengebracht wird. Ebenso ergeht es Regine, die als symbolisches Geschenk zwei Altarkerzen übergibt. Iona begleitet auf dem Klavier das Eingangslied. Wie auch bei den anderen Liedern wird jeweils eine Strophe in deutscher, eine Strophe in russischer Sprache gesungen. Der Gemeindegesang ist eine Wohltat. Wirklich alle, selbst die Konfirmanden, singen kräftig mit. Auch bei den Liedern, die offensichtlich noch nicht so bekannt sind, bemüht sich die Gemeinde, den Pfarrer nicht allein zu lassen.

Das Sündenbekenntnis und den Gnadenzuspruch trage ich ebenso in Russisch vor. Es ist eine alte Sprache und ein paar Zungenbrecher sind schon dabei. Nach mir spricht Mekola das Kollektengebet, liest die Epistel vor und leitet das Glaubensbekenntnis ein, das wiederum in beiden Sprachen aufgesagt wird. Larissa liest den Predigttext und nach dem Wochenlied trägt sie die Abkündigungen vor. Während dieser Abkündigungen gibt es eine Winniza-Spezialität, die, wie später erzählt wird, selbst den Bischof erfreute. Ein Mann aus der Gemeinde hatte in der vergangenen Woche Geburtstag. Er steht auf und die Gemeinde singt ihm ein fröhliches Geburtstagslied.

Die kleinen Reibereien zwischen Larissa und Mekola setzen sich sogar im Gottesdienst fort. Denn als Larissa mit den Bekanntmachungen fertig ist, steht Mekola auf und sagt, dass sie etwas vergessen habe. Natürlich erntet er einen kritischen Blick dafür. Aber für seine Ansage erhält er dann von der Gemeinde und deren Leiterin Anerkennung. Denn er verweist darauf, dass heute Muttertag ist und deshalb

wird das Gratulationslied noch einmal für alle Mütter gesungen.

Nun bin ich mit der Predigt dran. Ich habe sie wörtlich ausformuliert in kurzen, einfachen Sätzen, damit das Dolmetschen nicht zu schwierig ist. Nadija übersetzt und es ist förmlich zu spüren, dass sie sich bemüht, nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen dabei zu sein. Von Anfang bis Ende sind alle Zuhörerinnen und Zuhörer Auge und Ohr. Zweimal gibt es zwischendrin eine leise ausgesprochene Zustimmung.

Die Abendmahlsliturgie leite ich in russischer Sprache ein, singe jedoch das Präfationsgebet und die Einsetzungsworte in Deutsch. Bei der Austeilung des Abendmahls bin ich zunächst schockiert, das Mekola einen älteren Mann, der teilnehmen möchte, auf seinen Platz zurückschickt. Später erfahre ich, dass der Mann noch den Konfirmandenunterricht besucht und dass die Konfirmanden nicht am Abendmahl teilnehmen dürfen. Die jugendlichen Konfirmanden kommen geschlossen nach vorne und werden gesegnet. Am Schluss der Feier darf ich Kolja seine Konfirmationsurkunde überreichen.

Nach dem Gottesdienst bitte ich die Gemeinde noch sitzen zu bleiben, damit wir zu Erinnerung und für Berichte in Deutschland einige Fotos machen können. In kurzen Gesprächen bedanken sich die Menschen und bleiben noch draußen oder im Vorraum zusammen.

Ich gehe auf die beiden Seminaristen aus St. Petersburg zu, zwei offene junge Menschen. Beide sprechen erstaunlich gut Deutsch. Der junge Mann erzählt, dass er aus Moskau kommt. Die junge Frau, Inna Rempel, stammt aus Kaliningrad. Ich übergebe ihr das Honorar für Wassily, der am theologischen Seminar in St. Petersburg als Übersetzer arbeitet und der auch dieses Jahr eine Reisegruppe aus Ingolstadt in Irkutsk begleiten wird. Alexander Gross, der junge Pfarrer aus der Ukraine, jetzt Inspektor in St. Petersburg, gibt sich ein



Die evangelische Gemeinde von Winniza

wenig zugeknöpft. Ich frage ihn, warum Larissa nicht zu dem Seminar für Jugendleiter eingeladen wurde. Seine Antwort scheint mir doch etwas fragwürdig. Er meint, dieses Seminar werde von einer interkonfessionellen Organisation veranstaltet und deshalb habe er auf die Einladung keinen Einfluss.

Nach dem Gottesdienst halte ich in der Kirche den Konfirmandenunterricht. Die Jugendlichen, drei Jungen und vier Mädchen, sitzen in der ersten Reihe. Dahinter haben die etwa zehn Erwachsenen Platz genommen. Die jüngste Teilnehmerin schätze ich auf Ende zwanzig, der Älteste dürfte um die sechzig Jahre alt sein. Alle arbeiten eifrig mit, machen sich Notizen und zeichnen sich das Schaubild ab, das ich auf die Rückseite eines Plakates gezeichnet habe. Das Wort Ökumene wird erklärt und der Unterschied zwischen den Begriffen Religion und Konfession wird dargestellt.

Erstaunlich treffsicher und umfangreich benennen die Konfirmanden ihnen bekannte Religionen und christliche Konfessionen. Auch bei dem Versuch, deutlich zu machen, dass der christliche Glaube keine Leistungsreligion ist, sind alle interessiert dabei. Dass Gott zu den Menschen kommt, in der Gestalt seines Sohnes Jesus Christus, dieser Botschaft stimmen sie zu, diese Glaubensaussage kennen sie. Aber dass sie „in den Himmel kommen“ nicht weil sie so fromm und brav sind, sondern weil Gott sie bedingungslos liebt, das zeichnet doch Fragezeichen auf einige Gesichter.

Die Behauptung, dass alle christlichen Kirchen eine Wurzel haben, wird akzeptiert. Bei der Aussage allerdings, dass zuerst die orthodoxe und erst 500 Jahre später die evangelische Kirche einen eigenen Zweig am Baum der Christenheit ausbildete, gibt es Widerspruch. Ein älterer Mann behauptet vehement, dass wir Lutheraner 500 Jahre vor den Orthodoxen gegründet wurden. Das wisse er ganz sicher. Die anderen reden auf den Mann ein, aber er gibt nicht

nach. Schließlich lenkt er irgendwie ein und eine Frau meint entschuldigend: „er hat sich verrechnet.“

Überraschend lädt Mekola uns zum Mittagessen ein. Nadija und Maria sowie Larissa mit Tochter Grete sind auch eingeladen. Frau Obststadt, eine gebürtige Ukrainerin, hat den Mittagstisch bereits hergerichtet. Das Essen ist wie bisher reichlich, aber relativ einseitig. Es gibt Kartoffeln, die hier Grundlage jeder Mahlzeit sind, ein wenig Fleisch, Salat, Brot, Käse und Wurst. Nur Regino und ich erhalten zusätzlich einen Teller Reissuppe mit Kartoffeln und Fleisch.

Vor dem Essen bewundern wir Mekolas selbstgemalte Bilder, die kürzlich auch in Winniza ausgestellt wurden. Wir kaufen ihm zwei seiner Bilder ab und als Geschenk überreicht er uns drei kleine Ikonen. Eine davon hat er selbst gemalt, die zwei anderen hat er ausgebessert. Eines seiner Bilder zeigt den Bunker eines Führerhauptquartiers der Nazis, das in Winniza während des Krieges errichtet wurde. Wir staunen, dass auch bei dem Satz Ansichtskarten, den wir kauften, mit einem Bild dieses Bunkers an den 2. Weltkrieg erinnert wird.

Bei Tisch sprechen wir über den Gottesdienst und freuen uns, dass wir uns in kurzer Zeit sehr nahe gekommen sind. Unsere Gastgeber sind so aufnahmebegierig, so dankbar für jede kleine Anregung.

Ein Gesprächsthema ist der Zwist mit der örtlichen „Wiedergeburt“, eine Kulturorganisation, die die Interessen der Deutschstämmigen vertritt und von der deutschen Regierung unterstützt wird. Die junge evangelische Gemeinde kreidet dieser Institution an, dass sie den ukrainischen (teilweise sehr gut deutsch sprechenden) Gemeindegliedern den Zugang verwehrt. Und sie monieren, dass der Seniorenkreis der Gemeinde, der sich in den Räumen der Wiedergeburt trifft, von dieser als Aushän-

geschild gegenüber deutschen Behörden benutzt wird, um Zuschüsse zu ergattern.

Vier Uhr ist es, als wir „zu Hause“ in der Kiewskaja ankommen. Nach einer halben Stunde Mittagsschlaf setzte ich mich in den Gemüse-Vorgarten des Hauses und hole die fehlenden Tagebucheinträge nach. Eine rothaarige Katze leistet mir Gesellschaft. An einer Hausecke entfernen zwei Männer mit einem Gasbrenner die Lack-schicht von einem uralten Fensterrahmen, am Pfingstsonntag. Ein anderer Hausbewohner wäscht seinen Lada. Bald wird es draußen zu kühl und ich schreibe im Haus weiter. Von dort habe ich einen Blick in einen anderen Innenhof. Auch hier herrscht reges Treiben: Drei bekopftuchte Babuschkas sitzen auf ihre Stöcke gestützt auf einer Bank unter den Kastanien. Ein kleines Mädchen bringt den Mülleimer zur Sammelstelle. Zwei junge Männer klopfen einen Teppich aus. Eine junge Frau hängt ihre Wäsche auf. Die Jungs kicken einen Fußball hin und her, die Mädchen spielen kreischend Fangen. Eine Frau bringt den Babuschkas irgendetwas für ihr Abendessen. Einer von vielen Uniformierten (in Winniza sind verschiedene Militäreinheiten stationiert) überquert den Hof, zwei junge Paare schlürfen an ihren Coladosen, ein rothaariges Mädchen futtert Sonnenblumenkerne. Ein Chauffeur stellt seinen Bus im Hof ab und hat offensichtlich Feierabend. Vier Jungs, kahlgeschoren, lässig, ziehen an den Glimmstengeln und lassen sich auf der Bank neben den Großmüttern nieder. Zwei junge Frauen führen eine Schwangere zwischen sich ganz langsam über den Hof. Larissa kommt. Sie hat tatsächlich die Fahrkarten für die Fahrt nach Dnjepropetrowsk aufgetrieben, für umgerechnet etwa zwanzig Euro 800 Kilometer hin und zurück im Liegewagen.

Montag, 20. Mai 2002

Ein Tag ohne festes Programm bedeutet erst einmal ausschlafen. Das Telefon klingelt und Larissas Mann erklärt mir in einem Wortschwall, dass irgendetwas mit

den Bahntickets für die Fahrt nach Dnjepropetrowsk nicht in Ordnung ist. Mehr ist nicht zu verstehen. Kurz danach meldet sich Larissa und meint, dass sie das Problem in drei Stunden erklären wird. Aber offensichtlich meint sie mit drei Stunden drei Uhr.

Auf der Umschlagseite einer Ansichtskartenseite von Winniza finden sich endlich einige historische Daten und Fakten über die Stadt. Sie wird die Perle von Podilla genannt, so heißt die Region rund um Winniza und liegt an den Ufern des südlichen Bug, eingebettet in die malerische Natur. Über 600 Jahre ist die Stadt alt. Sie wurde von den Tataren eingenommen und als diese zurückgedrängt wurden, traten die Polen als neue Besatzer auf. Ihnen folgten die Litauer, die Türken und zuletzt die Russen. Die Vielfalt christlicher Konfessionen, die für die Ukraine typisch ist, spiegelt sich auch in Winniza wieder. Alle Gemeinschaften haben hier ihre Kirchen errichtet.

Berühmtester Sohn der Stadt ist der Chirurg M.I. Pirogoff, dem ein eigenes Museum gewidmet und nach dem die Medizinische Universität benannt ist. Er lebte im 19. Jahrhundert in Russland, wurde vom Zaren verfolgt und floh in die Ukraine nach Winniza. Hier gilt er als Entdecker moderner Narkosetechnik. Bei der Bevölkerung war er beliebt, weil er die Menschen kostenlos behandelte.

Die kulturelle Szene der Stadt ist über die Grenzen von Winniza hinaus, zumindest in der Ukraine, bekannt. Das ukrainische Drama-Theater blüht wieder auf, es gibt ein Puppentheater und eine philharmonische Gesellschaft mit großer Konzerthalle, die das ganze Jahr über Veranstaltungen anbietet. Derzeit finden polnische Jazztage statt. Neben dem volkskundlichen Museum besteht eine Kunstgalerie. Schließlich ist Winniza auch Universitätsstadt mit fast allen gängigen Fakultäten.

Wieder klingelt das Telefon, ein Freund von Maria ist dran. Als ich ihm erkläre,

dass er langsam sprechen soll, gibt er sich tatsächlich Mühe und wir können uns gut unterhalten. Er will die Nummer von Marias Büro wissen, die ich ihm durchgebe. Dann klingelt ein Handwerker an der Tür. Auch mit ihm klappt die Verständigung. Er will nochmals vorbeikommen, wenn Maria zuhause ist.

Am Nachmittag holen Larissa und Nadija uns ab. Die Sache mit der Fahrkarte hat sich geklärt. Larissas Mann verwechselte die Uhrzeit und geriet in Panik, weil er dachte, der Zug würde bereits um 11 Uhr (statt 23 Uhr) starten. Die beiden bringen uns mit dem Trolleybus in die Tolstoigasse 2. Dort steht das kleine Haus, das vom Dekanat Kitzingen für die junge Gemeinde als zukünftiges Pfarr- und Gemeindehaus erworben wurde. Dem Besucher stockt der Atem. Der Zaun ist eingefallen, ein Anbau droht einzustürzen. Die Eingangstür hängt windschief in den Angeln. Das dazugehörige Grundstück hellt die Mienen auf. Hinter dem Gebäude erstreckt sich das Gelände, das relativ schmal ist, aber mit vielen Obstbäumen bestanden endlos weit einen leichten Hang hinabreicht. Hinter dem Haus haben die Gemeindeglieder bereits eine Außentoilette errichtet.

Im Haus wartet noch unendlich viel Arbeit. Durch einen Anbau und das Herausbrechen einer Zwischenwand soll ein großer Gottesdienstraum geschaffen werden. Im vorderen Bereich sollen Toilette, Dusche und Küche sowie eventuell das Amtszimmer entstehen. Im ersten Stock ist der Bau einer Pfarrwohnung geplant. Ob die dafür veranschlagten 20.000 € reichen werden, erscheint mir eher fraglich. In einem Zimmer stapeln sich die Kleiderkisten von Schwester Ruth, die sie in Deutschland für die Menschen in Winniza gesammelt hat. Spontan erörtern wir auch die Idee eines deutsch-ukrainischen Jugendlagers mit Arbeitseinsatz auf dem Gelände. Ich denke an meine Arbeit in Ingolstadt und zum wiederholten Mal drängt sich mir die Frage auf, ob die Hilfe hier nicht viel dringender gebraucht wird.

In Erstaunen versetzt uns einmal mehr die unermüdliche Nadija, unsere Dolmetscherin, die keine deutschen Vorfahren hat, aber sich entschlossen zur evangelischen Gemeinde deutscher Tradition bekennt. Ausgerechnet sie ist es, die das beste Deutsch von allen Gemeindegliedern spricht.

Beim Einkaufen hat Regine ein Erlebnis der anderen Art. Sie begegnet der im deutschen Reiseführer beschriebenen Verkäufer-Unfreundlichkeit. In der Zigarettenteilung fragt sie nach Streichhölzern, was unwirsch verneint wird. Als sie nochmals nachfragt wird die Verkäuferin richtig pampig. Ein anderer Kunde interveniert und meint freundlich, dass es im Bazar Streichhölzer gibt und führt sie hin.

Fünf Tage sind wir nun hier und haben so viel erlebt, dass es sich lohnt, die obligatorischen Ansichtskarten an Freunde und Verwandte zu schreiben. Außerdem besteht somit die Chance, dass die Post in Deutschland ankommt bevor wir dorthin zurückkehren.

Um halb elf holt mich Georgij, der Mann von Larissa mit dem Taxi ab und bringt mich zum Bahnhof. Das Geratter der einfahrenden Züge, der Singsang der Lautsprecheransagen, die hastenden Reisenden, die Trockenfisch- und Piroshkiverkäuferinnen, das hat schon einen ganz besonderen Reiz.

Mit Georgij unterhalte ich mich über Dynamo Kiew, Bayern München und Bayer Leverkusen. Über den Fußball vergessen wir fast meinen Zug und rennen durch den Tunnel zum Gleis vier und fünf. Dort fahren gerade zwei Züge ein und mein Begleiter will mich in den falschen setzen, bemerkt aber rechtzeitig seinen Irrtum.

Im Waggon Nr. 10 empfängt mich die etwas zugeknöpfte Oksana, eine große, kräftige junge Frau, die sich erst einmal wundert und mich fragt, warum ich denn zwei



Das zukünftige Gemeindehaus

Fahrkarten habe. Sie weist mir meinen Platz im Abteil II zu und bringt mir die Bettwäsche, Handtuch und eine Serviette. In dem Abteil mit vier Liegeplätzen sind oben noch zwei Betten frei. Also kann ich mich ausbreiten.

Schnell entwickelt sich ein munteres Gespräch mit den beiden Mitreisenden. Da ist Paroc, der freundliche 26-jährige Kettenraucher aus Armenien, mit der eingedrückten Boxernase. Er ist natürlich Businessman. Bei der Frage, mit was er denn handelt, muss er doch ein wenig überlegen und meint schließlich, dass er alles verkauft, was man zum Bauen braucht. Noch dieses Jahr will er nach Deutschland und dort einen gebrauchten Audi kaufen. Wir tauschen Adressen aus, denn Armenien sei das schönste Land der Welt und ich muss dorthin kommen, meint er. Und er verspricht mir, uns in Ingolstadt zu besuchen, wenn er in Deutschland ist.

Die andere Mitreisende ist Svetlana. Sie hatte erstmals beruflich in Winniza zu tun. Sie ist verheiratet und hat einen 13-jährigen Sohn namens Alexander, der am liebsten jeden Tag Blini essen würde und ihr langsam über den Kopf wächst. Sie fährt zurück in ihre Heimatstadt Doneck, wo sie in einer Firma als Juristin arbeitet.

Es ist kurz vor Mitternacht als wir uns in unsere Kojen zurückziehen. Das angenehme Geschaukel des Zuges wiegt die Reisenden in den Schlaf. Ein paar Mal wache ich auf, wenn der Zug hält und das grelle Scheinwerferlicht des Bahnhofs ins Fenster fällt.

Dienstag, 21. Mai 2002

Paroc hat längst seine dritte Morgenpapyrossi hinter sich, als ich um sieben Uhr aufstehe und die Toilette verschlossen vorfinde. Meine Frage an Oksana, wie sie denn geschlafen habe, findet die Zugschaffnerin gar nicht lustig. „Ich hätte gerne geschlafen“, meint sie mürrisch, sperrt

mir dann aber doch mit einem kleinen Lächeln die Toilettentür auf.

Draußen ziehen die saftig grünen Felder vorbei, die oft bis zum Horizont reichen. Kilometerlang Zuckerrüben, kilometerlang Stoppelacker, kilometerlang Getreide. Dazwischen mal eine aufgegebene Kolchose, graugedackte graue Wohnhäuschen, Gemüsegärten, Ziegen, Schweine, selten Schafe, Gänse, Hühner. Ein dichter Laubwald, ein malerischer See, Hochspannungsmasten, eine Datschensiedlung, ein Ziehbrunnen, Industrieruinen und wieder gute, fette schwarze Erde.

Um neun Uhr wühlt Svetlana sich aus ihrer Kuhle heraus und schimpft über die Kälte der Nacht. Oksana bringt einen schwarzen Tschai. Am Bahnhof von Znamjanka kaufe ich mir eine Flasche Wasser, ein Butterbrodi mit drei kleinen Buletten und ein angeblich süßes Hörnchen. Paroc lacht, als ich feststelle, dass in dem Teil doch ein wenig Hackfleisch mit viel Knoblauch eingebacken ist. Er spendiert mir und Svetlana je ein Riesenstück Torte, verziert mit rosafarbener, quietschgrüner und gelber Creme, aber wir können nicht mehr. Denn am Bahnhof von Oleksandrija gab es endlich zwei wirklich süße, heiße Blini. Ot-schen wkusna (sehr lecker).

Auf die Minute pünktlich kommt unser Zug in Dnjepropetrowsk an. Ich verabschiede mich von Svetlana, Paroc und Oksana. Juri, ein kirchlicher Mitarbeiter, holt mich ab. Die ersten Auffälligkeiten der Millionenstadt, die sich bei strahlend blauem Himmel präsentiert, sind schnell aufgezählt: Der Verkehr entspricht im Gegensatz zu Winniza schon eher dem einer Großstadt. Der Wechselkurs liegt hier bei fast 4,95 Griwna für einen Euro. Bettelnde Zigeunerinnen sprechen die Autofahrer an den Ampeln an. Die Menschen wirken hektischer, die Läden sind etwas professioneller dekoriert.

Die Pfarrkonferenz im Gemeindehaus, neben der kleinen evangelischen Kirche in



Bahnhof von Dnjepropetrowsk

der Karl-Marx-Strasse ist bereits in vollem Gange. Pfarrer Markus Huck, aus Bayern, der für drei Jahre nach Odessa abgeordnet wurde, hält eine Bibelarbeit über 1. Korinther 9, 16-23. Er spricht über die Freiheit vom Gesetz. Einige der Kollegen wechseln sich beim Übersetzen ins Russische ab. „Paulus ist durch das Kreuz frei vom Gesetz ... Frei von welchem Gesetz? Von dem, was wir aus dem Gesetz gemacht haben ... von engen menschlichen Vorschriften ...“

Neben Bischof Ratz sind noch neun weitere Pfarrer anwesend. Nach dem Referat meint der „Natschalnik“ der deutschen evangelisch-lutherischen Kirche in der Ukraine: „Wir haben jetzt einen sehr klaren Theologen gehört. ... Diese Gabe der Klarheit sollten wir weiter nutzen ... aber in 14 Tagen müssen wir auch über diesen Text predigen und sollten einige Gedanken darüber zusammentragen.“

Bei der folgenden Diskussion fällt mir auf, dass sich das Gespräch fast ausschließlich um die Freiheit der Pfarrer dreht, und es drängt sich die Frage auf, wo die Freiheit der Gemeinde bleibt. Wie gehen beispielsweise die Aussiedler mit der „Freiheit“ um, die ihnen in Deutschland und dort wiederum in der evangelischen Gemeinde begegnet?

Als Hausherr stellt der junge Pfarrer Igor Taramenko aus Dnjepropetrowsk sich und seine Gemeinde vor. Igor wurde hier geboren, er studierte Germanistik, davon auch drei Jahre in Deutschland. Er spricht fließend und akzentfrei Deutsch. Dann studierte er Theologie und kam zurück in seine Heimatstadt. Die evangelisch-lutherische Gemeinde von Dnjepropetrowsk wurde vor 150 Jahren von deutschen Kolonisten gegründet. Im Zuge der Verfolgung durch die Kommunisten wurden der Pfarrer und seine Familie vertrieben und vermutlich umgebracht. Nach dem Krieg lösten die Kommunisten die letzten Reste der kleinen evangelisch-lutherischen Gemeinschaft gewaltsam auf. In den Ge-

meinderäumen wurde später das KGB-Archiv untergebracht.

Als erste Gemeinde in der Ukraine erhielt sie vor gut zehn Jahren ihre Gebäude vom Staat zurück. Zur Zeit gehören 130 Konfirmierte zur Gemeinde. Gepredigt wird nur in russischer Sprache, denn es gibt niemanden mehr, der noch deutsch spricht. Es besteht eine Partnerschaft mit der Gemeinde von Veitsbronn bei Nürnberg in Bayern. Eines der Probleme der Gemeinde ist nach wie vor, dass sie die laufenden Kosten, den Unterhalt der Gebäude und das Gehalt des Pfarrers nicht selbst finanzieren kann.

Nach Igors Bericht erzähle ich von meiner früheren Tätigkeit im Gefängnis und gehe insbesondere auf die Probleme der jungen Russlanddeutschen ein, die straffällig und/oder drogenabhängig werden. Danach berichte ich von unserer Aussiedlerarbeit in Ingolstadt und Bayern und den Begegnungsfahrten nach Kasachstan und Sibirien. Pfarrer Wordaschko bittet mich inständig nach Charkov zu kommen, um dort Gottesdienst zu halten und die Menschen, die ausreisen wollen, über die Realität zu informieren, die sie in Deutschland erwartet. Gerne würde ich seinem Wunsch entsprechen, aber dafür müsste ich in der Gemeinde Winniza zu viele Veranstaltungen absagen.

Der oben genannte Pfarrer von Charkov, einer Zwei-Millionen Stadt, der dort geboren wurde, nach Deutschland aussiedelte und die Bibelschule in Crishona in der Schweiz besuchte, kehrte wieder in seine alte Heimat zurück. Hier wirkt er im Auftrag der pietistisch geprägten schwedischen Ost-Mission als Pfarrer für die deutsche evangelisch-lutherische Kirche. Vor neun Jahren begann er mit einer Gemeinde, die neun Personen umfasste und heute etwa 170 Mitglieder zählt. Von der Gemeinde werden auch Heime für blinde Kinder, für Straßenkinder und für behinderte Kinder betreut. Der Gottesdienst musste ständig wandern und war in verschiedensten Räu-

men untergebracht. Jetzt besitzt die Gemeinde ein eigenes, aber renovierungsbedürftiges Gebäude. Es gibt einen Jugendkreis und seit einem Jahr betreut die engagierte Chorleiterin einen Chor, einen Kinderchor und einen Jugendchor. Leider gibt es von seiten der ukrainischen Behörden bei der Genehmigung für die Renovierungsarbeiten des Gemeindehauses keinerlei Entgegenkommen.

Die Gemeinde Charkov erhält Unterstützung seitens der Diakonie in Nürnberg. Die schwedische Ost-Mission trägt die Arbeit nach wie vor mit Spenden. Nächstes Jahr geht Pfarrer Wordaschko in Pension. Er betreut auch noch die Gemeinde in Poltava, in der es zwei Prädikanten gibt. Diese Gemeinde ist 150 Kilometer entfernt. Leider sind dort die Gebäude zu klein. In Lozova begleitet er eine weitere Filiale. Dort helfen die Prädikanten von Poltava aus. In Charkov gibt es auch eine ukrainisch-lutherische Gemeinde. Der Kontakt ist schwierig, denn es besteht keine Kirchengemeinschaft mit dieser Kirche, die zahlenmäßig nicht größer ist. Aber deren Mitglieder sind höher motiviert, weil alle in der Ukraine bleiben. Demgegenüber haben 70% der Gemeinde von Pfarrer Wordaschko einen Ausreiseantrag nach Deutschland gestellt.

Igor Tamarenko informiert die Pfarrkonferenz über die Missionstätigkeit der kanadischen Mission, die von der Missouri-Synode gefördert wird. Roland Seyns, ein kanadischer Prediger, ist seit zehn Jahren in der Ukraine tätig. Der Kanadier betont, dass sein Ziel nicht die Gründung neuer Gemeinden ist. Durch das sogenannte Alpha- und Omega-Programm fanden Menschen Zugang zur Gemeinde der Baptisten. Aber auch die evangelisch-lutherische Gemeinde deutscher Tradition konnte neue Gemeindeglieder durch diese Mission gewinnen.

Dem abschließenden Vorschlag von Bischof Ratz, bei künftigen Pfarrkonferenzen auch die Kollegen anderer Konfessionen,

die am Ort der jeweiligen Pfarrkonferenz wirken, einzuladen, stimmen alle zu.

Mit einigen anderen Konferenzteilnehmern laufe ich zu unserem Hotel Swerdlowsk, und wir lassen die halbstündige Aufnahme-prozedur bei der „Administratorin“ über uns ergehen. Die Zimmer im Hotel entsprechen genau denen, die ich vor drei Jahren in Moskau und vor in einem Jahr in Omsk bewohnte.

Mit Bischof Ratz, Pfarrer Wordaschko und dessen Frau wird ein Lokal für eine abendliche Bierrunde gesucht und gefunden. Bischof Ratz wälzt mit dem Pfarrer von Charkov Mitarbeiterprobleme. Frau Wordaschko bedauert die deutschen Männer, die so viel im Haushalt mithelfen müssen und deren Frauen ihnen nicht genug Respekt entgegenbringen. Sie lobt dagegen die Warmherzigkeit der ukrainischen Frauen. Als ich von russischen und ukrainischen Aussiedlern berichte, die betrunken sind und ihre Frauen schlagen, räumt sie ein, dass das leider die Kehrseite der Medaille ist.

Mittwoch, 22. Mai 2002

Zum Frühstück versammeln sich die Brüder der Pfarrkonferenz im „Buffet“ des Hotels Swerdlowsk im vierten Stock. Es gibt mehlartige Würstchen mit Makkaroni, Salat, blankes Weißbrot, eine Quarkpaste in Schokoladenhülle und heißen Tee.

Bei strahlender Sonne wandert die Pfarrerschaft mit ihrem Oberhirten durch die Prachtstrasse der Stadt und einen Park zum Gemeindehaus. In der Kirche hält Bruder Markus Huck die Morgenandacht, in der er die Einzigartigkeit Gottes, der ein Gott des Friedens und ein Gott der Liebe ist, hervorhebt.

Der zweite Tag der Pfarrkonferenz beginnt mit einem Referat zum Thema „Abendmahl“ von Pfarrer Tamarenko. Seine Kernaussage lautet: Durch die Taufe werden wir hineingetauft in den Leib Christi,



Kohlhändler auf dem Markt von Dnjepropetrowsk

durch das Abendmahl bleiben wir in seinem Leib, in der Kirche.

Er legt dar, dass schon in den ersten christlichen Gemeinden durch soziale Unterschiede gerade beim Abendmahl Spannungen und Spaltungen entstanden. Auch wurde nicht mehr klar unterschieden zwischen dem Heiligen Abendmahl und dem Sättigungsmahl. Nach Paulus ist das Heilige Abendmahl ein von Gott gestiftetes Mahl und muss deshalb deutlich von anderen „Mahlzeiten“ unterschieden werden.

Jedes Abendmahl ist ein „Original“, das nicht kopiert werden kann. Das Abendmahl ist nicht „unser“ Abendmahl, es ist das Mahl Gottes, das der Herr mit uns in seiner Kirche feiert, es ist sein Abendmahl. Dabei nehmen wir nicht nur teil an seinem Geist, sondern auch an seinem Leib und Blut. Deshalb ist es auch wichtig zu sagen, dass es sich beim Abendmahl nicht nur um gewöhnliches Brot und Wein handelt.

„Solches tut zu meinem Gedächtnis“, dieser Satz weist darauf hin, dass das Abendmahl ein Gedächtnismahl ist, aber nicht im Sinne von Leichenschmaus, also einer Rückerinnerung, sondern im Sinne einer Vergegenwärtigung. Predigt und Abendmahl, Wort und Sakrament gehören untrennbar zusammen. Deshalb sollte der Gottesdienst mit Abendmahl die Regel sein und nicht die Ausnahme.

Schließlich hebt Pfarrer Tamarenko auch die eschatologische Bedeutung des Abendmahls hervor. Bei der anschließenden Diskussion wirft Pfarrer Huck die Frage auf, worauf das Abendmahl zurückgeht. Geht es zurück auf das Passahfest oder auf das gemeinsame Essen und Trinken, auf das Gastmahl, das damals feste Strukturen hatte, zum Beispiel das jüdische Sabbatmahl? Der Hausvater spricht über dem Kelch den Segen, dann bricht er das Brot. Bei diesem liturgischen Abendessen, meint Markus Huck, ist wohl das Abendmahl entstanden und deshalb gehörte bei den ersten Christen gemeinsames Essen und

Abendmahl zusammen. Bei unserem Abendmahl ist Jesus Christus der Einladende. Erst später kam es zu einer Trennung zwischen Abendmahl und Agape.

Auch der Aspekt als Mahl der Vergebung wird hervorgehoben und dass es nicht nur Gemeinschaft stiftet für die Menschen untereinander, sondern auch Verbindung schafft mit Gott, mit unseren Verstorbenen und mit allen Christen. Schließlich betont Peter Sachi, dass das Abendmahl auch ein Mahl der Freude ist (Eucharistie!). Es sind die Freude und der Dank darüber, dass Gott uns so nahe kommt. Bischof Ratz weist darauf hin, dass ihm der eschatologische Aspekt sehr wichtig ist: Etwas Neues entwickelt sich, wir schauen voller Zuversicht nach vorn. Pfarrer Wordaschko fragt: Wie weit können wir die katholische Abendmahlslehre annehmen? Was machen wir mit den Brot- und Weinresten beim Abendmahl? Und ein Kollege will wissen: Wer schenkt mir als Pfarrer das Abendmahl, wenn ich es ausgeteilt habe?

Schließlich ist Vikar Gennadi Giesbrecht, der bisher kein Wort gesprochen hat, mit einem Referat an der Reihe. Sein Vater, der ebenfalls Pastor war, ist nach Deutschland ausgesiedelt. Im Wesentlichen wiederholt der Vikar die Ausführungen von Igor Tamarenko. Was mir allerdings bei ihm auffällt, sind die vielen apodiktischen Forderungen, die Gennadi mit der Teilnahme am Abendmahl verbindet. Weitere konkrete Fragen zum Vollzug des Abendmahles werden aufgeworfen. Die Anwesenden entscheiden, die gestellten Fragen bei der nächsten Konferenz im September zu behandeln.

Bisher namentlich nicht erwähnt hatte ich den jungen Pfarrer Eduard Löffler aus Schlangendorf, der als Aussiedler nach Deutschland kam, wie Waldemar Wordaschko in Crishona studierte und als Pfarrer in die Ukraine zurückkehrte. Ferner ist noch der Vikar Viktor aus Kiew da, der kaum ein Wort spricht, weil er das Protokoll schreiben muss und Pfarrer Nikolai

Bendus, der auch im Gefängnis arbeitet und mich deshalb anspricht. Ein ganzes Kapitel ließe sich schreiben über Pfarrer Wladimir Lesnoi, der viele Sprachen spricht, auch in China tätig war und die Gemeinden auf der Krim betreut.

Nach dem Mittagessen verabschiedete ich mich von den Brüdern, die mich so selbstverständlich in ihre Runde aufnahmen und ich grüße sie mit dem entsprechenden Psalmwort: "Wie schön ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen ...". Hände werden geschüttelt, Grüße nach Deutschland übermittelt und ein Kollege gibt mir einen Brief für Inna Rempel mit, die derzeit an dem Jugendleiterseminar in Winniza teilnimmt.

Ich streune ein wenig durch die Stadt und entdecke bei genauem Hinsehen, dass die Gebäude, die Autos, die Strassen und die Geschäfte ein klein wenig besser in Schuss sind, als beispielsweise in Sibirien. Zufällig lande ich am Zentralmarkt. Auch hier findet sich dasselbe System wie in Kasachstan und Russland: Hunderte von kleinen und kleinsten Blechbuden, die sich jeweils auf ganz bestimmte Artikel spezialisiert haben, reihen sich aneinander. Beispielsweise zähle ich zehn offene Stände allein für Sonnenbrillen.

Ein Verkäufer an einem Gemüsestand, der sich als Schutz gegen die Sonne ein Kohlkopfbblatt auf sein Haupt gelegt hat, lässt sich gerne von mir fotografieren. Einen langgestreckten, dicht belagerten Stand gibt es auch für verschiedenste orthodoxe Devotionalien, darunter natürlich Ikonen und auch einige volkstümliche fromme Schriften.

Die Wechselkurse haben sich weiter zugunsten des Euro verbessert und ich kann nicht widerstehen weitere Scheine einzutauschen.

Die Frau von Pfarrer Wordaschko bringt mich zum Bahnhof, wo auch Juri eintrifft, der mich verpasst hatte. Er erklärt mir das

Anzeigesystem der Abfahrtszeiten und wir erreichen den Bahnsteig 6 in dem Moment, um 16 Uhr, als gerade der Zug einfährt. Der Schaffner teilt mir ein Abteil zu, in dem außer mir nur noch Pawel Wischnewski einzieht. Pawel arbeitet bei der Bahn, ist 42 Jahre alt und beendet im Juni eine Zusatzausbildung zum Transportingenieur. Nach eigenen Angaben verdient er immerhin 1000 Griwna im Monat. Das sind etwa 200 Euro. Auch seine Frau ist bei der Bahn tätig. Diese Arbeit ermöglicht es ihnen, kostenlos in der gesamten ehemaligen Sowjetunion mit der Bahn zu fahren. Die 16-jährige Tochter beendet gerade ihre Schule. Die Söhne sind zwölf Jahre beziehungsweise zehn Monate alt.

Nach kurzer Zeit packt Pawel auch ein paar deutsche Worte aus, die er noch von der Schulzeit her beherrscht. Wir veranstalten gleich eine Vesper. Ich verspeise die Butterbrodi, die ich von den Gemeindegewerkschaften mitbekommen habe. Pawel spendiert mir ein Bier und zerteilt ein riesiges Stück kaltes Schweinefleisch. Bei der nächsten Station wird dann unter seiner Anleitung eingekauft: Zwei weitere Flaschen Bier, für jeden eine kleine Flasche Wodka, ein Schnitzel, Pfannkuchen, Chips und Wasser. Der Schaffner nimmt an unserer Jause teil und steuert Lauchzwiebeln, Thunfisch und Eier von den eigenen Hühnern bei.

Auch der zweite Schaffner reiht sich noch in die Runde ein. Wir leeren die beiden Wodkaflaschen, während Wolodja, so heißt der Schaffner, erzählt, dass er in einem Jahr mit 45 Jahren pensioniert wird, weil er früher bei der Polizei war. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zuletzt so eine urige Männerrunde erlebt und auch genossen habe. Die Verständigung klappt mit jedem Schluck Wodka besser, wie jeder Russland- oder Ukraine-Kenner bestätigen wird. Und ich ernte zustimmende Begeisterung, als ich feststelle, dass es eigentlich ein Privileg ist, bei der ukrainischen Bahn angestellt zu sein.



Ehemalige sowjetische Fabrik

Als ich mithelfen will beim Aufräumen, weist Wolodja dies entrüstet zurück. Pawel richtet sein Bett her und macht sich schlaf fertig. Es ist zwar erst 21 Uhr, aber schließlich müssen wir schon um vier Uhr aufstehen. Gelegentlich macht mich mein Coupé-Nachbar mich auf Fotomotive aufmerksam, bevor sie wieder durch lange Busch- und Baumketten verdeckt sind: Den Dnjepr, ein Dorf in einer Talmulde, einen kleinen Flusslauf, ein fotogenes Weizenfeld.

Weil Pawel sich Kassettenmusik aus dem Kopfhörer reinzieht, schenke ich ihm eine der von der Ingolstädter Polizei aus Konkursmasse beschlagnahmten Kassetten vom verstorbenen Wienerwaldkönig Jahn. Bei diesem seichten Gedudel schläft Pawel auch prompt ein. Um vier Uhr, als ich aufwache, sitzt er bereits in gestriegelter Eisenbahner-Ausgehuniform am kleinen Coupé-Tisch. Wieder pünktlich auf die Minute läuft der Zug um 4.21 Uhr in Winniza ein. Mit einer Taxifahrt für umgerechnet einen Euro endet der erlebnisintensive zweitägige Ausflug.

Donnerstag, 23. Mai 2002

Am Vormittag bleibt ein wenig Zeit, den versäumten Schlaf nachzuholen und die Eindrücke von Dnjepropetrowsk nicht nur schriftlich zu verarbeiten. Es ist schon erstaunlich, dass doch alles noch so reibungslos und vor allem so gelassen und friedlich läuft in einem Land, dessen Industrie zusammengebrochen ist. Verwunderlich auch, dass kein Aufbegehren und Protest sichtbar ist gegen die alten Genossen, die sich die Sahnstücke der Planwirtschaft sicherten, das Kapital außerhalb des Landes für private Zwecke anlegten und so die Geschwindigkeit des wirtschaftlichen Ruins beschleunigten.

Die sauberen Strassen, die prall gefüllten Regale in den Läden, die gepflegte Klei-

dung der Menschen, dies sind die Bilder des ersten Blicks. Die zweiten Eindrücke sollen nicht unterschlagen werden. Die Wohnung von Nadija, der Dolmetscherin, ist seit vier Tagen ohne Wasser. Sie muss es vom Brunnen holen. Die Räume in den Schulen reichen nicht mehr aus und so müssen die Kinder in zwei Schichten zum Unterricht gehen, die einen am Vormittag, die anderen am Nachmittag. Und die Rentnerinnen auf den Gehsteigen, die Passanten Blumen, Kartoffeln oder Sonnenblumenkerne anbieten, können nur dank der damit zusätzlich verdienten Kopeken überleben. Einmal beobachte ich einen älteren Herrn im zerschlissenen grauen Anzug, der den ganzen Tag neben einer Waage sitzt und darauf hofft, dass jemand umgerechnet fünf Pfennig bezahlt, um sein Körpergewicht festzustellen. Neben dem Mann sitzt eine Frau, die einzelne Zigaretten verkauft.

Die Schattenseiten setzen sich dramatisch fort beim Besuch, den wir Prof. Dr. Anna Bojko abstatten, einer Professorin für Medizin. Sie und ihr Mann, der früher Oberst bei der sowjetischen Luftwaffe war, bewirten Larissa, Regino und mich erst einmal mit einem köstlichen Mittagessen, bevor sie uns ihr Projekt vorstellen. In der Region Winniza leben 65.000 psychisch kranke und drogenabhängige Personen, unter ihnen 12.800 Kinder. Die Häufigkeit dieser Erkrankungen nimmt zu, immer mehr auch bedingt durch die Abhängigkeit von Alkohol und Drogen.

Anna Bojko kämpft mit einigen Gleichgesinnten darum, für diese Menschen ein Rehabilitationszentrum ins Leben zu rufen. Von der Regierung wurde ihr dafür auch schon ein wunderschönes, aber stark renovierungsbedürftiges Schloss, Stara Priluka, 40 Kilometer von Winniza entfernt, zur Nutzung angeboten. In den 20er Jahren war in dem Gebäude eine Technikerschule und später ein Agrarinstitut untergebracht. Jetzt wird es nur noch zum Teil von einer Sonderschule genutzt.



Dorf bei Dnjepropetrowsk

Anna Bojko hofft auf Hilfe aus anderen Ländern. Ihre Vorstellungen hinsichtlich der Renovierung erscheinen uns zumindest teilweise utopisch zu sein. So hofft sie, die Fenster durch die Demontage ehemaliger amerikanischer Kasernen in Deutschland ersetzen zu können. Und sie glaubt mit etwa 500.000 Euro das gesamte Gebäude sanieren zu können. Die Regierung ist angeblich bereit etwa 20 Prozent der Kosten zu tragen.

An den Baulichkeiten muss praktisch alles erneuert werden: Böden, Türen, Fenster, Heizung, Wasser, Dach, Inventar. Es wird wohl teurer sein, als ein neues Haus zu bauen. Ist dieses Projekt nicht eine Nummer zu groß für Anna und ihre kleine Hilfsorganisation? Gibt es eventuell Fördermittel von der Europäischen Union für derartige Vorhaben? Das sind die Fragen, die zurückbleiben. Auf jeden Fall wollen wir uns das Schloss einmal anschauen und dabei auch Annas Mutter besuchen, die dort in der Nähe auf dem Dorf wohnt. Wäre es nicht möglich ganz klein anzufangen, etwa zwei oder drei Zimmer exemplarisch auszubauen, um etwaigen Sponsoren zeigen zu können, was werden könnte wenn ... ? Damit der Besuch der deutschen Gäste nicht ganz umsonst ist, landet ein Schein in der Fond-Kasse.

Mit dem Taxi geht es vom Bischenka-Viertel vorbei an einer im Bau befindlichen orthodoxen Kirche und einer neu erbauten Adventistenkirche, in den heimischen Samostjanski-Rayon. Dort findet im Wohnzimmer von Maria der Konfirmandenunterricht statt. Kostja mit der tiefen Stimme ist schon eine Stunde vor Unterrichtsbeginn da. Auch Mekola, der Predikant, wirkt wieder mit. Zwei Mädchen können nicht kommen, weil sie noch in der Schule sind. Sie haben heute „zweite Schicht“.

Larissa hat als Thema das Bekanntwerden mit der Bibel auf das Programm gesetzt. Die Mädchen und Jungen kennen zwar die Geschichten von Schöpfung, Kain und

Abel, Sintflut und Turmbau zu Babel, wissen sie aber weder zu interpretieren, noch einzuordnen. Verständlicherweise fällt ihnen die Unterscheidung zwischen Legendensbildung und historischen Geschehnissen noch schwerer. Wirklich schade, dass mein ganzes Unterrichtsmaterial in Ingolstadt schlummert. Nadija übersetzt unermüdlich und von ganzem Herzen.

Mit einer trinkbaren Sauer-Dickmilch, Keksen und Eis wird die Mühe der kleinen Mannschaft belohnt. Kostja spricht das Tischgebet.

Schon während des Unterrichts sind auch Rita und ihr Mann Waldemar eingetroffen. Er bittet mich ins Schlafzimmer, um mir ein „kleines“ Geschenk (podarok) zu übergeben. Es sind zwölf Bierdosen, von denen eine sofort geöffnet wird. Rita und ihr Mann leben seit zwei Jahren zusammen. Er ist geschieden und ihr Mann ist, wie schon erwähnt, bereits gestorben. Waldemar hat die Zusage für die Aussage bereits in der Tasche. Rita muss noch warten. Ich verspreche Waldemar, seine offenen Fragen in Ingolstadt klären zu lassen: Sollen sie heiraten? Wenn ja, erhalten sie dann weniger Rente? Wenn nein, kann es ihnen passieren, dass sie in verschiedene Bundesländer aufgeteilt werden? Wäre es nicht sinnvoller, wenn er jetzt schon ausreist, um Arbeit und Wohnung zu suchen? Waldemar ist zwar schon 62 Jahre alt, aber er ist noch voller Energie und Tatkraft.

Am Wohnzimmertisch folgt die Planung und Vorbereitung des Konfirmandenunterrichts am Samstag und die Sammlung von Ideen für die nächste Woche. Schnell füllt sich der Kalender.

Freitag, 24. Mai 2002

Noch vor der vereinbarten Zeit trifft Mekola ein. Zusammen mit ihm und Larissa wird der Gottesdienst für den Sonntag Trinitatis vorbereitet. Nachdem es bei der Premiere an Pfingsten keinerlei Beanstandungen gab, behalten wir die Verteilung

der Aufgaben bei und besprechen lediglich die neuen Texte und Lieder.

Mekola verabschiedet sich. Wir begleiten Larissa bei einem Gemeindebesuch, der uns sehr nachdenklich und traurig macht und verdeutlicht, dass sich auch die kleine deutsche evangelisch-lutherische Gemeinde den Schattenseiten der Gesellschaft stellt. Die 49-jährige Nina lebt in der Nachbarschaft. Sie war verheiratet, ihr Mann ist gestorben. Früher arbeitete sie als Lehrerin in der Grundschule. Dafür bekommt sie heute umgerechnet 30 Euro Rente, die sie mit ein wenig Nachhilfe aufbessert. Vor einigen Monaten starb ihr erstgeborener Sohn. Er wurde vor einen Zug gestoßen und überfahren. Kürzlich verstarb auch eine ihrer Schwestern. Jetzt hat sie nur noch eine Schwester, die in Kiew lebt und den kranken Sohn Jenia, Anfang 30, der bei ihr wohnt.

Die Geschichte von Jenia ist eine einzige Trostlosigkeit. Mit 13 Jahren erkrankte er so schwer an Diabetes, dass er nur dank täglicher Insulinspritzen überleben kann. Er wurde Schlosser. Wohl mitbedingt durch seine Krankheit griff er zu Drogen. Er erzählt selbst, dass heute die meisten seiner Freunde Drogenabhängige sind, die den Stoff selber herstellen und auch ihn damit versorgen. Mittlerweile hat er alle Zähne verloren. Für eine Prothese gibt es vom Staat kein Geld. Die Insulinspritzen bekommt er über Vermittlung der evangelischen Gemeinde teilweise vom Deutschen Roten Kreuz. Oft muss er zur Behandlung ins Krankenhaus. Er kann nur noch schlecht laufen, denn in der Klinik wurden ihm kürzlich alle Zehen amputiert. Früher ging er gerne zum Angeln, er spielte auch Gitarre und ein wenig Klavier. Seine Mutter sagt, dass er auch gut malen konnte, vor allem schöne, verschnörkelte Buchstaben. Aber das ist alles vorbei, dazu hat er keine Lust mehr, ihm fehlt jeglicher Antrieb.

Beim Thema Konfirmation wacht er ein wenig auf. Die Mutter wurde dieses Jahr

von Pfarrer Lesnoi konfirmiert und kramt stolz ihre Konfirmationsurkunde hervor. Sie möchte, dass Jenia auch konfirmiert wird und er möchte das auch. Wir erörtern die Möglichkeiten, ihn noch in den Unterricht mit einzubeziehen, damit er bald konfirmiert werden kann. In diesem Zusammenhang erfahre ich, dass ich am übernächsten Sonntag die Konfirmation der derzeit etwa 14 Konfirmanden übernehmen soll. Aber dazu fehlt mir sowohl das Material, als auch die Genehmigung des Bischofs. Vielleicht lässt sich das aber noch organisieren, da wir ja nächste Woche für zwei Tage nach Odessa fahren. Für Arbeit ist jedenfalls gesorgt.

Nachzutragen ist noch, dass Jenia seine Mutter häufig bestohlen hat, um seine Drogensucht zu finanzieren. So versetzte er auch den Schmuck der Mutter. Inzwischen ist er Frührentner und erhält eine monatliche Rente von zwölf Euro. Der deutsche Besucher fragt sich, wie diese beiden Menschen mit 42 Euro im Monat überleben können.

Der Versuch, Bischof Ratz telefonisch in Odessa zu erreichen, ist zwar erfolglos, aber dafür habe ich Pfarrer Huck an der Leitung. Er vertritt heute den Bischof und meint, dass ich die Konfirmation in Winniza durchführen kann. Dabei weist er darauf hin, dass der Ablauf und die Texte für die Konfirmation in der schwarzen deutsch-russischen Agende stehen, die ich auch besitze. Also mache ich mich gleich an die Arbeit. Die Fragen und der Zuspruch für die Konfirmanden sind in einem sehr altertümlich gestelzten Deutsch gehalten. Im Russischen wird es nicht besser sein.

Am Nachmittag begleitet uns Maria zum „Seniorenkreis“ der Wiedergeburt. Regine gestaltet dort den Nachmittag und frühen Abend. Als ich Maria bitte zu übersetzen, weist diese darauf hin, dass sie hier nicht übersetzen darf, weil sie nicht deutschstämmig ist.



Angler bei Priluka

Regine stellt Ingolstadt vor, unsere Arbeit dort und beantwortet Fragen. Neben den acht Seniorinnen sind auch fünf jüngere Frauen, zwei junge Mädchen, Mekola, Larissa und drei Kinder anwesend.

Regine berichtet von ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit als Tanzanleiterin, ihrer Mitarbeit beim Weltgebetstag der Frauen und erzählt von ihrem Interesse an Forschungsarbeiten zu Frauen aus der Bibel. In diesem Zusammenhang hält sie dann eine kleine Bibelarbeit zu der biblischen Frauengestalt Tirza, die gemeinsam mit anderen Frauen dafür kämpfte, dass ihr Vatersname erhalten blieb und sie eigenen Besitz erhielt, weil ihr Vater gestorben war. Mit dieser mutigen Forderung wandten sich die Frauen, die zwar namentlich in der Bibel erwähnt werden, aber nicht in der Konkordanz zu finden sind, an Mose. Würde er sie zurückweisen, würden sie niemals heiraten können. Und diese Frauen sagten: „Unser Vater ist in der Wüste gestorben. Er hatte keine Söhne. Mose, gib uns eigenen Grund bei den Brüdern unseres Vaters.“ Und Gott sagte zu Mose: „Die Frauen haben Recht.“

Inzwischen hat Maria nun doch begonnen zu dolmetschen, nachdem Larissa das durchgesetzt hat. Und Regine zieht aus ihrer Bibelarbeit die Schlussfolgerung, dass die Frauen in unserer Kirche und unserer Gesellschaft auch den Mut haben müssen, ihre berechtigten Forderungen zu stellen. Mekola widerspricht allerdings der Forderung nach der Frauenordination auch für die deutsche evangelisch-lutherische Kirche in der Ukraine mit dem Hinweis auf die einschlägigen Pauluszitate.

Während Regines Vortrag trifft Antje aus Berlin ein, die für etwa ein Jahr vom Goethe-Institut als Sprachlehrerin hierher entsandt wurde. Die Senioren singen, begleitet am Klavier von der jungen Nadeschda, mehrere Lieder, die uns von unserem „Chor der singenden Herzen“ in Ingolstadt sehr bekannt sind. Regine studiert mit den Frauen einen ersten bayerischen Tanz ein und die meisten machen begeistert mit. Bei einem jugoslawischen Kreistanz sind dann

wirklich alle auf der Tanzfläche und es herrscht eine ausgelassene Stimmung.

Die Sprachlehrerin Antje beklagt sich, dass die Arbeit bei der Wiedergeburt recht schwierig sei, weil Absprachen nicht eingehalten werden und dann manchmal nur zwei Personen zum Sprachkurs kommen. Sie war auch im Gottesdienst unserer deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinde und zeigt sich enttäuscht von der spröden Lesepredigt, die Mekola vortrug.

Samstag, 25. Mai 2002

Zum Konfirmandenausflug versammeln sich 22 Personen an der Endhaltestelle des Trolleybusses in der Nähe des Kindergartens, in dem der Gottesdienst stattfindet. Waldemar hat einen Bus gechartert und ihn auch finanziert. Vergeblich warten die Ausflügler eine zusätzliche Viertelstunde lang auf die fehlenden Konfirmanden Kolja und Sascha.

Schon nach einigen Minuten ist die Stadtgrenze von Winniza erreicht. Kurz dahinter liegt das Ausflugsziel. Neben einer Neubausiedlung mit einigen recht großzügigen Einfamilienhäusern erstreckt sich ein bewaldetes Naherholungsgebiet.

Auf den kleinen Feldern rund um die Siedlung sind etliche Freizeitbauern dabei, die Erde aufzulockern. In dem Wäldchen, das von ausgefahrenen Wegen durchzogen ist, gibt es zahlreiche Lichtungen mit wild angelegten Feuerstellen. Was sofort auffällt sind die zerklüfteten mannshohen Betonbrocken, aus denen fingerdicke Eisenstäbe herausragen und die willkürlich verstreut im Wald und auf den Wiesen herumliegen.

Wir sind tatsächlich in einem ehemaligen Militär-Hauptquartier der Nazis gelandet. Der Bus setzt die Ausflugsgemeinde an einem rechteckigen Betonbecken ab, aus dem Schilfstauden herauswuchern. In dem fauligen Sumpfwasser schwimmen zahlrei



Kreistänze und Bibelarbeit bei der Kulturorganisation „Wiedergeburt“

che Plastikflaschen. Ohne Unterton der Abneigung, eher mit einem kleinen Schuss Achtung oder Stolz, wird uns mitgeteilt, dass es sich hier um Hitlers persönliches Schwimmbecken handelt.

Die Frauen legen ihre Decken aufs Gras und die Provianttaschen werden ausgepackt. Die Jugendlichen schnappen sich den Volleyball, klatschen ihn in einer Runde hin und her und er landet prompt im Pool des Führers. Der geschickte Waldemar fischt ihn mit einer Astgabel wieder heraus.

Regine hat das Lied „komm sag es allen weiter“ aus dem Gedächtnis aufgeschrieben. Valerie hat es in den Computer getippt und Larissa hat es kopiert. Ich spiele es auf der Gitarre vor und übe es mit der sangesfreudigen Gemeinde ein. Bei einem ausführlichen Rundgang wird das Gelände erkundet. Der Bunker Görings wird uns gezeigt und zuletzt auch der Unterschlupf Hitlers. Damals sollen die Betonwände des unterirdischen Gebäudes fünf Meter dick, die Decken drei Meter dick gewesen sein. Kurz vor Ende des 2. Weltkrieges sprengten deutsche Soldaten die gesamte Anlage in die Luft. Angeblich wurden auch alle Menschen, die die Kellerfestung errichtet hatten, umgebracht. Bis heute seien die Bunker nicht geöffnet worden, weil in verborgenen Schächten gefährliche Minen vermutet werden.

Über das Unheil, das der von Deutschland angefachte Krieg über die Menschen brachte, wird nicht gesprochen. Im Gegenteil. Beschwingt erklimmen wir den größten Sprengbrocken und machen fröhliche Erinnerungsfotos. Unterwegs erzählt Nadja, dass sie einmal als Dolmetscherin mit einer deutschen Gruppe hier war, die von ukrainischen Offizieren begleitet wurde. Dabei erfuhr sie, dass nur ein Teil der Unterlagen über das „Werwolf-Gelände“ veröffentlicht wurde. Noch heute schlummert ein Teil der Geheimnisse in den Archiven des russischen Geheimdienstes.

Nach dem Geländerundgang folgt ein fröhliches Picknick. Alle haben irgendetwas Essbares mitgebracht und es wird kräftig zugelangt. Es gibt gebratene Kartoffeln, Pellkartoffeln, Baton-Brot und Schwarzbrot, Tomaten, Gurken, Radieschen und Radieschensalat, Speck, Schinken, gekochtes Schweinefleisch, Lauchzwiebeln, Käse, Bananen, Kuchen. Für den Durst steht Wasser bereit, schwerer, süßer Dessertwein, Kräuterschnaps und ein wenig Wodka. Wir versuchen aufzuräumen, aber auf dem gesamten Gelände gibt es keinen einzigen Abfallkorb.

Endlich hat Waldemar es geschafft, das Lagerfeuer zu entfachen und als das Picknick fast zu Ende ist, gibt es eine schöne Glut, über der die mehligten Würste an den Spießen gedreht werden. Auch sie werden fast alle vertilgt. Waldemar lässt sich nicht davon abhalten, alle Müllreste zu verbrennen. Ob hier oder anderswo, das sei doch egal. Der Bus taucht auf. Larissa bittet zum Schlussfoto ans Schwimmbecken. Ein schöner Nachmittag klingt aus. Im Bus liefern sich die Jungen und die Alten eine kurze, vergnügliche Sangesschlacht und die Ausflugsgemeinde löst sich auf.

Gleich nach dem Ausflug wird der ein wenig erweiterte Kirchenvorstand in Marias Wohnzimmer zu einer außerplanmäßigen Sitzung zusammengetrommelt. Ich berichte von der Pfarrkonferenz in Dnjepropetrowsk. Maria schreibt das Protokoll. Gemeinsam entwickeln wir eine Strategie für die weiteren Schritte beim geplanten Gemeindehausbau, der momentan stagniert. Die Stagnation mag sicher auch daran liegen, dass das Geld knapp ist, aber wohl auch daran, dass die Gemeinde nicht nachdrücklich genug in Odessa und beim Kirchenbaumeister in Dnjepropetrowsk anklopft.

Miteinander besprechen wir die nächsten möglichen Schritte. Die Anwesenden sind sich einig, dass die Pfarrwohnung im ersten Stock des Gemeindehauses vorerst nicht ausgebaut wird. Waldemar wieder-

holt die Wichtigkeit eines qualifizierten und engagierten Bauleiters. Nadija wünscht sich, dass das Gemeindehaus auch äußerlich als kirchliches Gebäude erkennbar ist. Larissa setzt sich dafür ein, dass wirklich das ganze Gebäude beim ersten Bauabschnitt hergestellt wird. Mekola weist auf Details der Renovierung hin. Allen wird deutlich, dass da eine Menge Arbeit auf die Gemeinde zukommt und dass sie dringend fremde Hilfe benötigen.

Wir entwickeln auch die Idee eines Jugendworkcamps. Von Deutschland aus soll ein Kleinbus zu einem vierwöchigen Arbeitseinsatz nach Winniza fahren. Jeweils fünf bis sechs junge Leute aus Ingolstadt bzw. aus dem Dekanat Kitzingen sollen für je 14 Tage gemeinsam mit jungen Leuten aus Winniza in Zelten auf dem Kirchengelände wohnen und unter fachkundiger Anleitung auf der Baustelle mithelfen. Nach fast dreistündiger Sitzung löst sich die Versammlung auf.

Sonntag, 26. Mai 2002

Der Trinitatissonntag beginnt warm und sonnig. An der Trolleybushaltestelle steht Nina, die Mutter des zuckerkranken Jenia. Ein Kleinbus kommt, der etwas schneller ist, als der Oberleitungsbus, aber Nina will nicht mit uns fahren, weil sie den Kleinbus nicht bezahlen kann. Als wir ihr anbieten, für sie mit zu bezahlen, steigt sie auch ein. Sie bedauert sehr, dass sie von ihren Deutschkenntnissen so wenig behalten hat.

In der „Kindergarten-Kirche“ erwartet die Besucher eine der vielen Unwägbarkeiten, die für Ukrainer alltäglich sind, aber den deutschen Gast recht nachdenklich machen. Völlig unerwartet haben Bauarbeiter in den Räumen mit irgendwelchen Reparaturen begonnen und eine Menge Schutt und Dreck hinterlassen. Ohne große Worte krepeln die Frauen die Ärmel hoch, holen Schaufel, Besen, Lappen und Putzei-

mer und putzen den Kirchenraum und das Vorzimmer.

Die Gemeinde trudelt ein, bunt zusammengewürfelt wie am letzten Sonntag, fröhlich und freundlich. Die meisten Gesichter sind mir vertraut, einige Besucher des Pfingstgottesdienstes fehlen, dafür gibt es auch ein paar „Neue“. Auch Antje, die deutsche Sprachlehrerin aus Berlin ist gekommen.

Eine etwa sechzigjährige Frau spricht mich an, zieht ein paar fotokopierte Zeitungsartikel und Briefe aus der Tasche und bittet mich um Hilfe. Ihre Mutter war Deutsche und sie möchte einen Aufnahmeantrag als Spätaussiedlerin stellen. Außerdem zeigt sie mir einen Brief vom Deutschen Roten Kreuz, in dem ihr im Jahre 1999 in einem langen, formellen Schreiben die Überlassung eines Gerätes zur Blutdruckmessung zugesagt wird. Betont wird darin, dass der deutsche Staat die Mittel dafür zur Verfügung gestellt habe. Die Frau erzählt weiter, dass sie die nötigen Unterlagen wie Verdienstbescheinigung und Bestätigung ihrer Deutschstämmigkeit an das Deutsche Rote Kreuz gesandt habe. Aber bis heute hat sie das Gerät nicht erhalten.

In der Predigt versuche ich in kleinen Schlucken der Gemeinde drei Becher aus der Fülle der Herrlichkeit Gottes anzubieten. Des Gottes, der den Menschen auf dreifache Weise begegnet.

Nadija bemüht sich wieder nach Kräften zu übersetzen und einmal mehr wird deutlich welche undankbare Rolle eine Dolmetscherin hat. An ein paar Stellen wird sie von anderen Besuchern korrigiert und sie wird sichtbar nervös. Vor allem eine Frau von der Wiedergeburt, die schon bei Regines Vortrag als Dolmetscherin fungierte und dann von Maria abgelöst wurde, drängt sich in den Vordergrund. Nadija ist so genervt, dass sie anbietet, ihren Platz zu räumen. Ich bemühe mich noch kürzere und verständlichere Sätze zu formulieren und wir bringen die Predigt zu einem guten Ende.



Winniza

Die Atmosphäre beim Abendmahl ist wie schon zu Pfingsten intensiv, dicht und voller Anteilnahme. Später erzählt Larissa, dass vor allem die Konfirmanden regelrecht angerührt und betroffen sind, wenn sie unter Handauflegung persönlich und jeder mit einem anderen Zuspruch gesegnet werden. Und ich selbst erlebe es als ein besonderes Vorrecht, das Wachsen dieser jungen Gemeinde mitzuerleben und sogar ein wenig dabei mitzuwirken. Und mit welch geringen Mitteln, unter welch einfachen Bedingungen vollzieht sich das lebendige Wachstum dieser kleinen christlichen Gemeinschaft!

Nach dem Gottesdienst trifft sich die Gemeinde draußen vor dem Kindergarten zum Gespräch. Die jugendlichen und die älteren Konfirmandinnen und Konfirmanden bleiben zum Unterricht in der Kirche. Wir besprechen das Abendmahl. Nadija diktiert die Einsetzungsworte. Ich stelle das Abendmahl vor als Mahl der Erinnerung, der Vergebung, der Gemeinschaft und der Hoffnung. Zu jedem der Punkte erzähle ich eine kleine Beispielgeschichte und meine Schüler machen sich eifrig Notizen. Am Anfang und am Schluss wird noch einmal das Lied „Komm sag es allen weiter“ eingeübt. Nadija will es noch ins Russische übersetzen und am nächsten Sonntag, zur Konfirmation, kann es vielleicht schon im Gottesdienst gesungen werden.

Heute sind die deutschen Gäste samt Larissa, Greta und Maria bei Rita, der Kirchenvorsteherin, und ihrem Mann Waldemar, dem 62-jährigen Konfirmanden eingeladen. Die beiden wohnen in einem anderen Stadtviertel und es ist 13 Uhr, als wir dort eintreffen. Bei ihnen lebt die 84-jährige Mutter von Rita. Sie kann kaum noch laufen und hat seit zwei Jahren die Wohnung im fünften Stock nicht mehr verlassen. Ihre Lebensgeschichte habe ich in ähnlichen Varianten oft von Bewohnerinnen des Übergangswohnheims in Ingolstadt gehört.

Dennoch möchte ich diese Geschichte hier kurz wiedergeben. Die Babuschka wurde in dem deutschen Dorf Groß-Liebendorf, etwa 25 Kilometer von Odessa, geboren. Dort hat sie die Schule besucht und zehn Klassen absolviert. Danach arbeitete sie als Telefonistin und später als Laborantin. In Groß-Liebendorf hat sie wohl auch geheiratet und hier kam auch die Tochter Rita zur Welt. Während des Krieges wurde sie mit anderen Deutschen nach Polen gebracht. Sie erinnert sich an diese Reise noch besonders, denn drei lange Monate war sie mit dem Pferdewagen unterwegs. Auf dieser beschwerlichen Reise wurde ihr erster Sohn geboren. Dann musste die Familie zurück nach Odessa. Dort traf sie, wie alle Deutschen, der Erlass Stalins, der verfügte, dass alle Deutschen umgesiedelt werden müssten, weil sie mit den deutschen Soldaten zusammengearbeitet hätten.

So kam Ritas Mutter in ein sibirisches Dorf in der Nähe von Novosibirsk. Die Zeit dort war entbehrungsreich und hart. „Am schwersten waren die Getreidesäcke, die wir tragen mussten“, sagt sie, „die wogen 70 Kilo“. Nach Stalins Tod durften sich die Deutschen wieder etwas freier bewegen innerhalb der Sowjetunion und die Familie zog nach Kasachstan. Dort starb einer der Söhne. Auch der zweite Sohn ist bereits tot.

Die Odyssee führte schließlich von Kasachstan nach Usbekistan, wo die Familie im Bezirk Taschkent lebte. Dieser Station folgte als letzter Umzugsort Winniza in der Ukraine. Eine Tochter lebt schon seit ein paar Jahren in Deutschland. Auch die älteste Tochter Rita hat ja den Ausreiseantrag bereits gestellt. Aber wird die Mutter einen weiteren Umzug überleben?

Rita serviert zum Mittagessen eine geschabte Nudelsuppe, knusprige Bratkartoffeln und Brathähnchen, Salat und einen ukrainischen Napoleonkuchen, das sind hauchdünne Teigblätter, die mit einer Pudingcreme beschichtet sind. Waldemar ist



Babuschka vor dem Bahnhof von Winniza

enttäuscht, dass ich den extra gekauften Cognac verschmähe und dass ich nur so wenig Wodka trinke. Die Frauen bekommen einen schweren süßen Rotwein.

Unterbrochen wird das Essen von den üblichen Toasts. Waldemar hofft, dass wir uns nicht das letzte Mal begegnet sind und zeigt uns seine fertigen Ausreisepapiere. Nach gut drei Stunden verlassen wir die gastfreundliche Familie.

Zuhause überarbeiten Maria und Nadija das Protokoll der Kirchenvorstandssitzung. Ich sitze an der Hauswand zwischen den zehnstöckigen Hochhäusern und mache meine Aufzeichnungen. Regine schreibt ein paar Karten nach Deutschland und hilft den beiden Frauen beim Protokoll. Eine ältere Frau lässt an einem Seil einen Plastikimer voll Wasser aus dem dritten Stock herab. Ihr Mann gießt damit sein Gemüsebeet. Ein junges Mädchen hängt ihre Wäsche auf und jätet dann unter Anleitung der aus dem Fenster gebeugten Babuschka das Unkraut, gießt das kleine Kräuterbeet und erntet ein paar Gurken.

Regine setzt die Arbeit am Kirchenvorstandsprotokoll fort und versucht mit Maria die deutsch-russische Mitschrift zu entwirren. Nadija beginnt damit, den russischen Text für das Abendmahlslied „Komm sag es allen weiter“ zu entwerfen.

Am Abend treffen sich Regine und Maria am Fluss mit einer 76-jährigen Kunstlehrerin, die ihnen die Besonderheiten der ukrainischen Trachten, insbesondere spezielle Stickmuster für Blusen erklärt. Erstmals sind auch größere und recht aggressive Mücken unterwegs.

Spät in der Nacht gibt es noch eine Arbeitseinheit. Maria versieht die russischen Texte für die Konfirmation mit Akzenten und ich versuche sie zu lesen. Regine diktiert unserer Gastgeberin einen Segenspruch, der ins Russische übersetzt werden soll.

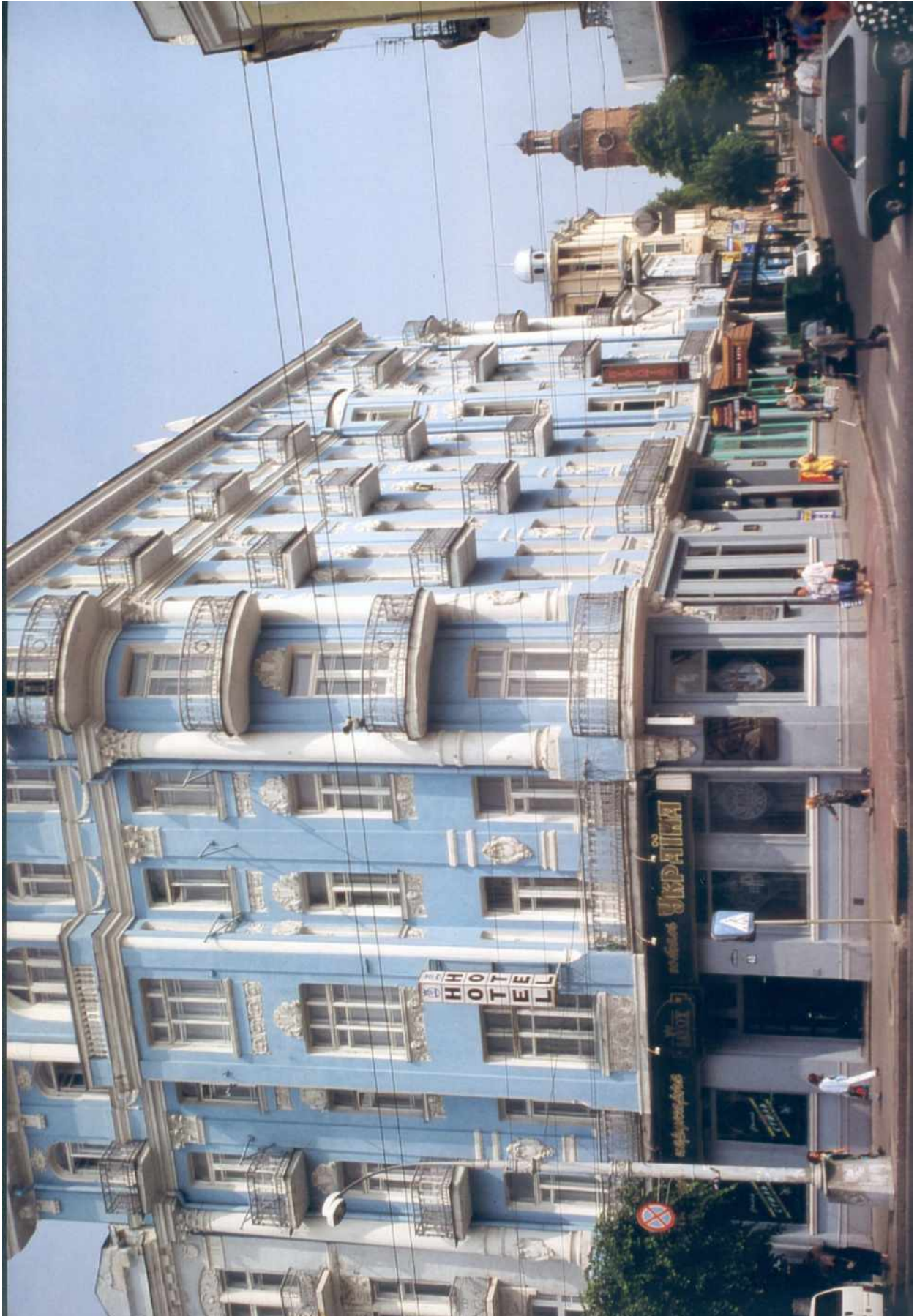
Montag, 27. Mai 2002

Es wird Zeit, an weitere Gastgeschenke zu denken. Im Univermag erwerben wir für Maria einen Kassettenrecorder und ein Bügeleisen, denn beide Geräte haben in unserem Winniza-Haushalt den Geist aufgegeben. Während Regine weitere dringend benötigte Haushaltsartikel besorgt, mache ich einen kleinen Stadtrundgang.

Ich gehe die Gogolstrasse entlang zum Soborna-Boulevard und treffe auf das markante Gebäude des Lehrerfortbildungsinstituts. Es begegnen mir mehrere Schulklassen, die offensichtlich ihren Klassenausflug machen. Eine davon hat sich bei McDonalds niedergelassen. Die orthodoxe Preobrazhensky-Kathedrale wird innen gerade renoviert. Ursprünglich war es eine katholische Kirche, die den Dominikanern gehörte. Vorbei am Podilla-Museum erreiche ich die zweite Brücke, die über den südlichen Buk führt. An den Ufern zeigt sich viel Schrott, ein abgewrackter Schleppkahn, verlassene Lagerschuppen, ein eingefallener Steg.

Zurück im Univermag werden noch ein paar Einkäufe getätigt. Ein Wolga-Taxi fährt uns zur heimischen Kiewskaja. Dort entsteht ein kurzes Gespräch mit den Babuschkas, die den ganzen Tag vor dem Haus auf der Bank sitzen. Sie klagen über die schlechte Rente, den Krieg und die heutige Jugend. Zwei Mädchen klingeln an der Haustür und fragen nach einem entlaufenen Hund.

Regine strickt, ich bereite die Konfirmation für Sonntag vor. Der Besuch des Schlosses von Priluka scheint auszufallen. Eigentlich wollten wir heute mit Larissa das Gebäude für das geplante Rehasentrum für psychisch Kranke besuchen, aber unsere vielbeschäftigte Gemeindeleiterin kommt nicht. Dafür entlädt sich die Schwüle des Tages in einem kühlenden Regenschauer.



Hotelfassade aus der Sowjetzeit in Winniza

Mekola erscheint überpünktlich zur verabredeten Vorbereitung der Konfirmation. Etwas verspätet treffen auch Larissa und Nadija ein. Wir legen den Ablauf des Gottesdienstes fest. Vor allem Larissa stimmt allen Neuerungsvorschlägen begeistert zu. Überraschend stößt auch noch der Kirchenvorsteher Oleg zu uns, der an der letzten Kirchenvorstandssitzung nicht teilnehmen konnte. Er bringt die Skizzen für das geplante Gemeindehaus mit und rollt noch einmal die schon überstandene geglaubte Auseinandersetzung über die verschiedenen Varianten auf. Wir können ihn überzeugen, dass es doch besser ist, wenn der Pfarrer für sich und seine eigene Familie eine eigene Toilette und ein eigenes Bad bekommt. Durch Oleg erfahren wir, dass sich unser Plan, auf dem Grundstück ein Holzhaus für die Kleiderausgabe zu errichten, erübrigt, weil dafür unter dem Anbau Raum gewonnen wird. Dort können außerdem eine Garage und eine Werkstatt untergebracht werden.

Oleg hat mit Leber gefüllte Wareniki mitgebracht. Maria und Larissa zaubern ein improvisiertes Abendessen für die ganze Mannschaft auf den Tisch. Trinksprüche machen die Runde, es wird gesungen – ukrainisch – russisch – bayerisch – und es wird viel gelacht. Nadija erzählt Witze. Oleg zettelt beim Gehen noch ein Gespräch an, wie neue Finanzquellen für die Gemeinde erschlossen werden könnten. Er kann von der Stadtverwaltung kostenlos einen Raum anmieten und dort beispielsweise eine Schreinerei unterbringen. Uns fragt er, ob wir dabei helfen können, gebrauchte Maschinen zu besorgen. Der Erlös aus der Schreinerei würde dem Gemeindehausbau zufließen.

Dienstag, 28. Mai 2002

Der Tag beginnt um zehn Uhr mit einer Einladung zur Eröffnung eines Ärztekongresses in der Pirogoff-Universität. Mit dem Zentralgebäude der Medizinischen Fakultät präsentiert sich erstmals eine Baulichkeit, die von Grund auf renoviert wurde

und sich mit entsprechenden Gebäuden in Europa durchaus messen kann. Im Park vor dem Portal stehen viele junge Leute in weißen Ärztekitteln, die offensichtlich hier arbeiten oder studieren. Es wird viel geraucht. Das örtliche Fernsehen ist auch da. Die Delegierten des Kongresses erkennt man an professionell gedruckten Namensschildern am Revers.

Im überfüllten Hörsaal erhalten wir einen guten Platz in der sechsten Reihe. Auf der Empore drängeln sich die Studenten und Professoren aus Winniza. Der Dekan der Universität und einige andere Ärzte tragen die unvermeidlichen Grußworte vor, die überraschend kurz ausfallen. Nur der Landrat des Bezirks Winniza spricht ein wenig länger, klebt am Konzept und kaum jemand hört zu. Bei der ukrainischen Nationalhymne, die die Menge stehend über sich ergießen lässt, singt nur Maria mit. Neben mir sitzt der Direktor von Marias Firma, der mir die ukrainisch vorgetragenen Reden ins Russische übersetzt.

Bereits nach 20 Minuten sind die Grußworte überstanden, die Ehrengäste verlassen das Podium und räumen das Feld für das Arcadia-Kammerorchester von Winniza. Ein in Russland und eben auch in der Ukraine unverzichtbarer Moderator kündigt die Musiker in blumiger Sprache an und stellt das erste Musikstück vor. Es ist ein gekonnt gemixter Verschnitt von Beatlesmelodien in Klassikmanier serviert, handwerklich präzise vorgetragen. Es fällt auf, dass unter den gut 20 Musikern nur fünf Männer sind. Das liegt schlichtweg an dem schlechten Gehalt eines Orchestermusikers, mit dem sich keine Familie ernähren lässt.

Beim nächsten Musikstück von Puccini wird eine stadtbekanntere Koloratursopranistin von dem Orchester begleitet. Sie hat eine voluminöse, gut ausgebildete Stimme, die in den hohen Tonlagen zu schrill und laut wird, bedingt auch durch das völlig unnötige Mikrofon. Beim Vortag des Lie-

des eines ukrainischen Komponisten ist sie dann ganz in ihrem Element.

Nach einem dramatisch und ziemlich langatmig erzählten schlüpfrigen Medizinerwitz des Moderators, folgen noch zwei Lieder, die vom örtlichen Kammerchor vorgetragen werden. Der Gesang ist klanglich und auch von der Melodie her ein Genuss.

Maria stellt uns den Dekan der Medizinischen Fakultät vor, einen markanten, großgewachsenen und sympathischen Mann. Daneben wirkt der kleine, gedrungene, grauhaarige Moderator wirklich wie eine Gestalt aus dem Showbusiness. Larissa stellt uns zwei der Chorsängerinnen vor, die sie kennt. Mit einer der beiden ist sie verwandt.

Auf der Rückfahrt erwischen wir einen Marschrou-Bus und sind bereits um halb zwölf wieder zurück. Pünktlich um zwölf Uhr stehen wir wieder mit Maria und Larissa vor der Haustür von Nadija, unserer Chefdolmetscherin, die uns zum Essen eingeladen hat. Mit ihrer Tochter, die geschieden ist und beim Rundfunk und Fernsehen arbeitet, lebt sie in der üblichen Zweizimmerwohnung. Sie hatte uns extra ein „kleines“ Mittagessen versprochen und das wird es dann auch. Es gibt eine Gemüsesuppe, klein gewürfelte Bratkartoffeln, leckere Frikadellen, Radieschensalat, Gurken-Tomatensalat, Krebsfleisch, Wurst und Käse. Zu den Trinksprüchen muss unbedingt der selbstgebrannte Obstschnaps der Nachbarin getrunken werden, der Larissa und Regine den Atem nimmt. Zum Tee gibt es noch eine siebenschichtige, selbstgebackene Johannisbeertorte.

So gestärkt macht sich das ukrainisch-deutsche Quintett auf den Weg zu der bedeutendsten kulturellen Attraktion, die Winniza zu bieten hat. Es handelt sich um das Pirogoffmuseum. Traumhaft schön eingebettet in eine parkähnliche Waldlandschaft liegt der Wohnsitz des weltberühmten Arztes.

Durch eine lange schatten- und kühespendende Lindenallee führt ein breiter Weg zu dem ansehnlichen Gebäude aus dem vorletzten Jahrhundert. Nikolaj Iwanowitsch Pirogoff wurde als 13. von 14 Kindern im Jahre 1810 in Russland geboren. Die angenehm deutlich und langsam sprechende Führerin stellt sein Werk und Leben vor. Nadija übersetzt.

Natürlich rankten sich bereits zu seinen Lebzeiten legendenartige Geschichten um seine Person, die hier aber nicht weiter hinterfragt werden sollen. So heilte er als Kind seinen Bruder und es wurde wegen dieser Fähigkeit der Familie empfohlen, den Jungen in der Medizin ausbilden zu lassen. Da das Medizinstudium damals frühestens im Alter von 16 Jahren angetreten werden konnte, änderte Pirogoff als 14-jähriger seine Geburtsurkunde um zwei Jahre und begann in Moskau als 14-jähriger mit dem Studium. Dieses schloss er als Bester mit 18 Jahren ab.

Als Assistenzarzt wirkte Pirogoff in Estland und arbeitete dann auch zwei Jahre an der Charite in Berlin. Er sprach fließend Deutsch und Latein, denn in Russland wurde damals überwiegend in diesen Sprachen unterrichtet. Und auch Pirogoff selbst lehrte später in diesen Sprachen. Mit 22 Jahren schrieb er seine Dissertation und wurde wenig später Professor der Medizin. Anfangs beschäftigte er sich viel mit Anatomie und schon bald war er bekant für seine ungeheure Schnelligkeit beim Operieren. Im Alter von 31 Jahren folgte er einem Ruf als Medizinprofessor in die damalige Hauptstadt Russlands, nach St. Petersburg. Die Anästhesie steckte zu dieser Zeit noch in den Kinderschuhen. In Amerika wurde die Äthernarkose entwickelt. Diese Methode wandte Pirogoff erstmals in Russland an, entwickelte eine spezielle Maske und gilt in Russland als Entdecker der Narkose.

15 Jahre wirkte er in der Stadt an der Ostsee. Im Krimkrieg zog er als Arzt mit auf die Schlachtfelder und führte viele Opera



Blick über den Südlichen Buk auf Winniza

tionen im Freien durch. Nach den Worten der Führerin scheint er so etwas wie der Henri Dunant Russlands gewesen zu sein, dem er aber nie begegnete. Auf jeden Fall gilt er in Russland als Begründer der „Kriegsfeldchirurgie“.

Im Jahre 1842 heiratete Pirogoff im Alter von 32 Jahren. Aber selbst er konnte nicht verhindern, dass seine Frau Katharina mit 24 Jahren nach der Geburt des zweiten Sohnes am Kindbettfieber starb. Im Jahre 1850 heiratete er seine zweite Frau Alexandra, die aus Österreich stammte. Schließlich kam er 1860 nicht ganz unfreiwillig nach Winniza. Er hatte nicht nur den Krimkrieg, sondern auch andere Feldzüge miterlebt. Und dort wurde er mit der grausamen Wirklichkeit des Kriegshandwerks konfrontiert. Er sah, wie einfache Soldaten als Kanonenfutter sinnlos verheizt wurden. Er musste sie dann zusammenflicken, um sie erneut in den Kampf zu schicken. Er sah, wie korrupte Offiziere und Beamte sich am Krieg bereicherten. Dieses Wissen ließ ihm keine Ruhe. Als anerkannter Chirurg und Feldarzt verlangte und erhielt er eine Audienz beim damaligen Militärminister, dem er die Missstände vortrug. Aber natürlich konnte er nichts bewegen, galt nun im Gegenteil als unbequemer Querulant.

Aus der Zeit seines Widerstandes sind Briefe an seine Ehefrau erhalten. Darin klagt er, dass ihn niemand verstehe und dass er sich wünsche, sich zurückzuziehen, irgendwo in die Provinz, in ein Dorf, in die Einsamkeit. So kam er nach Winniza. Für die damals unvorstellbare Summe von 96000 Rubel – drei Rubel kostete eine Kuh – erwarb er den Gutshof Wischnja mit der sagenhaften Fläche von 2000 Hektar. Den größten Teil des Geldes für den Kauf nahm er bei einem Bankier auf und zahlte es bis zum Ende seines Lebens zurück.

Sein Einkommen bestritt Pirogoff nicht nur aus den Honoraren, die er für seine Lehrtätigkeit erhielt. Er entwarf chirurgische Instrumente, ließ sie anfertigen und verkaufte

sie. In Winniza entwickelte er neue Getreidesorten, die er ebenfalls zum Kauf anbot, baute Wein an und züchtete 300 Rosenarten. Immer wieder verließ er Winniza, um in verschiedenen Kriegen als Feldarzt zu arbeiten, unterrichtete vorübergehend auch in Heidelberg und behandelte in Italien Garibaldi, den er vor einer Beinamputation bewahrte.

Auf dem Gelände in Winniza ließ der berühmte Chirurg auch ein kleines Krankenhaus errichten, in dem er die Menschen aus der Umgebung für den Preis behandelte, den sie bezahlen konnten und das war oft nichts. Im Frühjahr 1881 erkrankte Pirogoff, verlor einen Zahn, eine Wunde blieb offen. Er konsultierte mehrere Kollegen in Europa, die alle die Diagnose Krebs attestierten, ihm dies aber angeblich nicht mitteilten. Im Dezember 1881 starb er. Seine Frau ließ seinen Leichnam einbalsamieren.

Nach dem Besuch der Apotheke, die Pirogoff bauen ließ und in der er mit einem jüdischen Apotheker zusammenarbeitete, machen wir uns auf den Weg zur Nikolajj-Wundertäter-Kapelle, einen guten Kilometer vom Museum entfernt. Der Weg führt durch eine Siedlung von ärmlichen Einfamilienhäusern, umgeben von Kartoffeläckern und Gemüsebeeten. Pirogoffs Frau ließ die Kapelle nach dem Tod ihres Mannes errichten, um dort den Leichnam aufzubahren. Noch heute liegt der Einbalsamierte dort in einer Gruft in einem Glassarg, der in der Zwischenzeit siebenmal geöffnet wurde, um die Leiche immer wieder neu zu konservieren. Ich mag den toten Chirurgen gar nicht anschauen, seine Zurschaustellung widerstrebt mir zutiefst, ich empfinde sie als Störung der Totenruhe.

Die vier alten Männer auf der Bank der Bushaltestelle neben der Kapelle warten auf keinen Bus mehr. Diese Bank ist ihre Endstation. Sie rücken freundlich zusammen als wir auch noch Platz nehmen wollen und haben ganz und gar nichts dagegen, als Regine uns mit ihnen gemeinsam



Schusterwerkstatt in der Nähe des Pirogoff-Museums

fotografiert. Als der Bus eintrifft erkundigt sich einer der Männer noch schnell, woher wir den kommen. So eine Abwechslung wie uns gibt es hier nicht alle Tage. Und der Alte mit den Holzkrücken humpelt an mein Fenster und winkt mir freundlich hinterher.

Am Abend erzählt Maria aus ihrem Leben. Viele solcher Geschichten hören wir auf unserem Weg durch die Ukraine, Geschichten, die bei uns bleiben, weil sie selbst den relativ intimen Rahmen eines Reisetagebuches sprengen würden. Soviel ist sicher: so weit dieses russische Land war, so weit ist die Seele seines Volkes, so tief ist gleichzeitig auch der Schmerz und das Leid der Menschen, die nie als individuelle Personen in das Licht der Geschichte treten. Zumindest ich muss mein Russlandbild zum wiederholten Male revidieren und ganz neu zeichnen. Da fällt mir noch etwas ein. neben der Nikolaj-Kapelle stand eine Tafel mit einem Zitat des russischen Arztes Pirogoff. Die sehbehinderte Nadija bat mich, es vorzulesen und übersetzte wie folgt: „Einem Menschen kann man absagen, aber Gott kann man nicht absagen.“

Mittwoch, 29. Mai 2002

Regine macht sich auf zu einer endlos langen Portrait-Sitzung bei Mekola, unserem Kirchenvorsteher, Prädikanten und Künstler, der vor ein paar Tagen seinen 65. Geburtstag feierte. Vor zwei Jahren hatte er einen Herzinfarkt, seine ukrainische Frau ist sehr besorgt um ihn. Während Regine bei Mekola ist, bummle ich am gemächlich dahinfließenden Buk entlang, wo die Kinder Fußball spielen oder in dem bräunlichen Wasser plantschen. Vor den baufälligen Wohnhäusern haben einige wenige neue Reiche ihre Festungen errichtet. Auf dem breiten, teilweise bewaldeten Uferstreifen des Flusses stehen Blech-Sonnenschirme, Holzbänke und eine Blech-Umkleidekabine, aber, wie anderswo auch gibt es keinen einzigen Abfall-

korb. Entsprechend plastikübersät präsentiert sich der ansonsten idyllische Ort.

Am späten Nachmittag kommen sechs der erwachsenen Konfirmanden zum Unterricht. Ich kenne sie bereits aus dem Gottesdienst. Die meisten waren auch beim Picknick dabei, Zunächst spreche ich über den Sinn der Konfirmation und den bevorstehenden Konfirmationsgottesdienst am kommenden Sonntag. Danach machen wir uns gemeinsam Gedanken zum Thema Tod und Auferstehung. Die Emmausgeschichte ist allen bekannt. Nach anfänglicher Scheu entwickelt sich ein Gespräch zu der Frage, wie denn das Leben nach dem Tod aussieht. Zwei Frauen, deren Väter bereits tot sind, erzählen, dass ihnen die Verstorbenen im Traum begegneten und sie wissen lieben, dass es ihnen im Himmel recht gut geht. Dort wäre es angenehm warm und alle Menschen hätten Arbeit. Nadija übersetzt.

Bis Mitternacht gönnen wir uns noch zwei Stunden Halbschlaf. dann bringt ein Taxi die Gemeindeleiterin und die beiden deutschen Gäste zum Bahnhof. Gewohnt pünktlich trifft der ganz neue Liegewagenzug um 0.55 Uhr in Winniza ein.

Donnerstag, 30. Mai 2002

Wir haben ein eigenes Zugabteil für uns, richten gleich die Betten her und setzen den Schlaf fort. Der Waggon schaukelt heftig und wenn der Zug hält oder anfährt wachen wir gelegentlich durch die lauten Klopf- und Knarzgeräusche auf. Nach Morgentoilette und kleinem Frühstück trifft der „Schwarzmeer-Express“ um 8.00 Uhr auf dem Hauptbahnhof von Odessa ein.

Hier suchen nicht nur die Taxifahrer auf dem Bahnsteig nach Kundschaft. Viele Frauen strecken den Reisenden Schilder entgegen auf denen sie Zimmer zum Übernachten anbieten. Vor dem Bahnhofsgelände sitzt an einer Mauer eine alte Frau, eingehüllt in eine Vielzahl von Lumpen, die starr vor Dreck sind. Ihr Gesicht und



Trockenfisch

ihre Hände sind überzogen von einer dicken Schmutzschicht.

Die hoffnungslos überfüllte Straßenbahn Nummer fünf bringt die drei Odessatouristen in die Nähe ihres Quartiers, zum Sanatorium Rossia. In einem großzügig angelegten, weitläufigen Park stehen an die 20 arg renovierungsbedürftige Wohn-, Ess- und Behandlungsgebäude. Einige der Gebäude sind so verfallen, dass sie nicht mehr genutzt werden können. Wir haben großes Glück und können unser erst für den Abend zugesagtes Quartier sofort beziehen. zufällig begegnet Larissa auch einer Frau, die sie hier vor drei Jahren kennenlernte und die uns für heute Abend drei Eintrittskarten fürs Staatliche Odessa-Theater organisieren kann. Ebenso zufällig trifft unsere Führerin auf Tanja, eine junge Putzfrau, die sie auch vor drei Jahren hier kennenlernte und die uns unsere Zimmer herichtet. Die Einrichtung entspricht dem bekannt sowjetischen Standard. Im Sanatorium Rossia tagt und übernachtet, wie später zu erfahren ist, auch regelmäßig die Synode der deutschen evangelisch-lutherischen Kirche in der Ukraine. Die Gottesdienste der Synode finden dann in der nahegelegenen armenischen Kirche statt.

Bevor der Stadtrundgang beginnt laufen wir durch einen wohlriechenden Akazienhain hinunter ans Ufer des Schwarzen Meeres. Der Himmel ist leicht bedeckt, aber die Sonne hat genügend Kraft, uns zu wärmen. Eine angenehme Brise weht vom Meer auf die am Strand Liegenden. Am Horizont ziehen Fährschiffe und Frachter ihre Bahnen. Einige liegen dort auch vor Anker. Larissa und Regine bauen im Sand ein Muschelmosaik. Ein Angler hofft, auf einer eingefallenen Kaimauer stehend, auf einen guten Fang. Kinder spielen im Sand, plantschen im Wasser und ein paar Mutige schwimmen weit hinaus. Das Wasser hat immerhin 19 Grad Celsius. Hier gibt es keine lärmenden Wasserscooter, keine nervenden Strandverkäufer und immerhin zwei Abfallkörbe.

Auf einem Abkürzungsschleichweg führt uns Larissa durch den Sanatoriumspark zur nächstgelegenen Strasse. Unterwegs kommen wir inmitten der üppigen Natur an einer kleinen, wilden Mülldeponie vorbei. Bereits die Tour mit dem Marschrou-Kleinbus ist eine Stadtrundfahrt. Wir bummeln durch das alte Zentrum der Schwarzmeer-Metropole. Die meisten Bauwerke stammen aus präkommunistischer Zeit, überwiegend im klassizistischen Stil erbaut und sind zumindest in der Innenstadt größtenteils schön und sorgfältig restauriert. Im Zentralpark reiht sich ein Souvenirstand an den anderen. Ukrainische Stickereien werden angeboten, Bilder und Matrjoschkas, Schmuck und bemalte Pappmachee-Dosen. Fotografen und Maler suchen nach zahlungswilligen Modellen und in der kopfsteingepflasterten breiten Fußgängerzone mit den ausladenden, schattenspendenden Linden reiht sich ein Freiluftrestaurant ans andere. Vorbei am Theater und dem Archäologischen Museum führt der Stadtrundgang in den Schewtschenko-Park, der den Blick freigibt auf den etwas tiefer gelegenen Hafen mit dem übermächtigen, modernen und ganz mit Glas verkleideten Hotel Odessa.

Endlich können sich die drei Touristen aus Winniza für eines der Straßenlokale entscheiden und wählen dasjenige, welches ukrainische Küche anbietet. Wir sind sehr zufrieden mit den Tonschüsseln servierten Warenikis. Unterwegs, auf dem Rückweg zum Sanatorium Rossia, kauft Regine ein halbes Kilo Kirschen.

Nach kurzer Rast im „Korpus fünf“ machen wir uns erneut auf den Weg ins Stadtzentrum und warten vergeblich auf einen Bus. Ein Mercedes-Taxi mit abgedunkelten Scheiben hält an. Der Fahrer, ein vor Lebensfreude überschäumender junger Mann, redet ununterbrochen und fragt, warum wir nicht telefonisch ein Taxi bestellt hätten. Wir erklären, dass wir aus der Provinz kommen. Er lacht. Als ich ihm sage, dass wir aus der Provinz Deutschland kommen, lacht er noch mehr und protestiert heftig.

Nein, nein, da stamme schließlich sein Mercedes her, das sei keine Provinz. Und den Audi lobt er natürlich auch. Nur dass wir im Sanatorium Rossia nächtigen, das kann er absolut nicht verstehen. Das sei doch eine Ruine.

Das Theater Odessa strahlt auch heute noch etwas von dem Glanz der Gründer-epoche. Es wurde 1887 von zwei Wiener Architekten erbaut. 1664 Plätze fasst der Zuschauersaal mit seinen fünf Rängen. Die Fläche der Bühne beträgt 500 Quadratmeter. Uns wird eine schöne Loge zugewiesen, von der aus wir einen guten Blick auf den Orchestergraben und die eintreffenden Zuschauer haben. Das Theaterpublikum spiegelt leider nichts mehr wider vom früher üblichen Glanz. Die Menschen tragen ihre normale Tageskleidung. Es sind auch viele Touristen gekommen. Überall blitzen die Fotoapparate. Während der Musikdarbietungen unterhalten sich etliche Leute, auch werden die zu spät Gekommenen eingelassen, suchen ihre Plätze, was zusätzliche Unruhe schafft. Die gesamte Atmosphäre entspricht so gar nicht dem großen Theater.

Der erste Teil des Abends ist ein Zusammenschnitt der Oper „Der Barbier von Sevilla“. Das Orchester zeigt deutliche Schwächen, vor allem bei den Blechbläsern. Und auch die Gesangssolisten haben ein paar Wackler. Das Bühnenbild ist recht amateurhaft zusammengeschustert. Der spärliche Applaus ist schon fast peinlich.

Nach der Pause kommt die choreografische Suite „Chopiniana“ von Michael Fokin zur Aufführung. Diesmal wirkt das Orchester geschlossener und etwas engagierter. Die 16 Ballett Tänzerinnen, zwei Solistinnen und ein Solotänzer zeigen eine gelungene und sehenswerte Darbietung. Außerdem heißt es ja in dem deutschsprachigen Infoblatt über das Theater, das für den anderthalbfachen Preis einer Eintrittskarte verkauft wird: „Es ist üblich, das Odessaer Opernhaus lange vor Beginn der Vorstellung zu besuchen, man geht ins Theater, um das

Schöne kennenzulernen.“ Und das haben wir getan.

Der Abend klingt aus mit einer Nacht-mahlzeit in einem feinen Lokal, das in italiensch-südländischem Stil eingerichtet ist. Regines Frage, ob er denn italienisch spräche, muss der Ober verneinen. Aber er sagt, dass der ehemalige Chef Italiener gewesen sei. Jetzt gehöre das Lokal einem Russen aus Moskau.

Larissa und Regine sind mit ihren tomaten- und parmesanbedeckten Rigatoni sehr zufrieden. Auch der georgische Weißwein ist trocken und sehr gut. Mein Kotelett Milano entpuppt sich als paniertes Schnitzel, das mit kleinen Tomatenstückchen garniert ist. Zum Glück habe ich mir Spaghetti dazubestellt, ordere noch einen Parmesankäse und das Ganze wird genießbar. Larissa ist entsetzt über die für hiesige Verhältnisse sündteure Rechnung von umgerechnet 30 Euro.

Auf dem Weg zum Marschrou-Bus bettelt uns ein vielleicht achtjähriger Junge an, der gerade an einer Plastiktüte schnüffelt. Vier, fünf Worte Englisch beherrscht er auch.

Freitag, 31. Mai 2002

Das Frühstück im Sanatorium ist ein gelungenes Beispiel und Relikt der einstigen Planwirtschaft. Der Speisesaal fasst über 500 Gäste. An einer Holztafel stecken hinter schmalen Leisten einige kleine Kartons, auf denen vermerkt ist, wer an welchem Tisch arbeiten muss. Neben der Tafel sitzt eine wichtige Dame, die uns unsere Plätze zuteilt. Die anderen Gäste kennen schon ihre Futterstellen, die sie zielstrebig ansteuern, während andere bereits dem Ausgang zustreben. Es gibt einen Reisbrei mit drei weichen Würstchen, Brot, Käse und pro Person eine halbe Tomate. „Von dem Tee bekommt niemand einen Herzinfarkt“, meint Regine. 20, 30 junge Mädchen in kurzen Kitteln mit weißen Papierhauben auf dem Kopf bedienen die Gäste.



Am Schwarzen Meer bei Odessa

Mit der Straßenbahn Nummer fünf durchqueren wir in 40 Minuten einen Grossteil der Stadt. Den Sitz der deutschen evangelisch-lutherischen Kirche in der Rasskidaj Cowskaja-Straße zu finden, das ist gar nicht so leicht. Wir sind längst aus der Tram ausgestiegen, Larissa fragt sich bei den Passanten durch und wir bemerken, dass hier im jüdischen Viertel die Häuser immer auffälliger, die Strassen immer schlaglochübersät und die Gehwege immer holpriger werden. Endlich ist die Nummer 51 gefunden.

Hier soll die kirchliche Schaltzentrale der DELKU sein? Im Hinterhof betreten wir das „Bürogebäude“. Im Erdgeschoss geht es durch eine Küche, vorbei an einem Raum mit acht, neun Konferenzstühlen, die darauf hindeuten, dass wir wohl richtig sind. Aber wohin weiter? Nur eine steile, leiterähnliche Treppe führt nach oben. Aber genau da geht's rauf. Und da oben präsentiert sich dem überraschten Besucher die „Kanzlei“, ein 20 Quadratmeter großer Büroraum. Ich zähle drei Schreibtische, mehrere Regale und Schränke, aus denen Bücher, Akten und Broschüren quellen, drei Fotokopiergeräte, drei Computer und zwei Drucker, zwei Schreibmaschinen und sage und schreibe vier Tresore.

Lena, die freundliche Bischofssekretärin reißt den Besucher aus seiner Zählerarbeit und bietet Tee und Kaffee an. Sie teilt uns mit, dass Pfarrer Huck, mit dem wir uns verabredet hatten, nicht kommen kann. Sein Auto ist kaputt. Damit wir nicht ganz umsonst gekommen sind, lässt Larissa sich von Lena 20 Konfirmandenurkunden geben für die Feier am Sonntag. Neben der Kanzleichefin ist auch noch Juri da, der unter anderem für die Buchführung verantwortlich ist. Es ist derselbe Juri, der mich in Dnjepropetrowsk vom Bahnhof abholte. Von ihm lasse ich mir auf unserem Stadtplan die Stelle zeigen, an der das neue evangelische Gemeindezentrum entsteht.

Lena stellt bereitwillig das Amtszimmer des Bischofs vor, das möglicherweise kleinste seiner Art weltweit. Die Nutzfläche beträgt nachträglich grob geschätzt höchstens acht Quadratmeter. Die einzige freie Wandfläche nimmt eine Landkarte der Ukraine ein. Auf ihr sind alle Gemeinden durch eine rote Stecknadel gekennzeichnet. Stolz entdecke ich „unser“ Winniza. Daneben steckt in einer Stadt ein dunkler Reißnagel. „Das bedeutet“, sagt Lena, „diese Gemeinde gibt es leider nicht mehr.“

Kurz bevor wir aufbrechen wollen kommt Ludmilla, die Köchin. Überschwenglich begrüßt sie Larissa und lädt uns zum Mittagessen ein. Wir müssen leider ablehnen, denn wir wollen noch dem im Bau befindlichen neuen Kirchen- und Gemeindezentrum einen Besuch abstatten.

Wie ein Mahnmal erhebt sich die 100 Jahre alte evangelische Kirche an der Lutherski-Gasse gen Himmel. Sie wurde im Krieg von den deutschen Soldaten zerstört. Nur noch die Grundmauern und der Turm sind, von Rissen durchdrungen, erhalten. Im Kircheninneren hält eine Stahlkonstruktion den Bau zusammen. Dazwischen wachsen Büsche und stapeln sich Baumaterialien für den Wiederaufbau. Gerade machen sich ein paar Arbeiter daran, die Treppenstufen zum Kirchenportal herzurichten. Hier liegen noch einige Jahre Arbeit herum.

Wir haben Glück. Alexej Pantschenko, der Kirchenbaumeister aus Dnjepropetrowsk, der die Baustelle leitet und mit seiner Firma „Kirchenbau“ betreut, ist persönlich anwesend. Er nimmt sich viel Zeit für uns. Vor allem zeigt er uns das im Bau befindliche Gemeinde- und Kirchenzentrum, das im ehemaligen Seminargebäude neben der Kirche entsteht. Sein Polier, der heute Geburtstag hat und an diesem Jubeltag persönlich das Kreuz auf dem Bauwerk montiert, begleitet uns. Unseren Fragen nach dem kleinen Bauvorhaben in Winniza weicht der Baumeister geschickt aus. Der



Eingang zur Bischofskanzlei in Odessa

Verdacht des Kirchenvorstandes aus Win-niza scheint sich zu erhärten. „Die in O-nessa haben uns vergessen. Ihre Baustelle verschlingt alle Zeit und alles Geld.“

Derzeit sind auf der Baustelle 30 Handwerker beschäftigt, die nach unserer Einschätzung zügig, fleißig und äußerst professionelle Arbeit leisten. Noch besser würden sie arbeiten, meint der Polier, wenn die Entlohnung höher wäre. Alexej zeigt uns im Keller die Vorratsräume, das Lager für die Kleiderausgabestelle und zwei Zimmer, in denen für hilfsbedürftige Personen Mahlzeiten angeboten werden sollen. Außerdem gibt es hier einen Jugendraum, vielleicht auch für offene Jugendarbeit, zum Beispiel eine kleine Disco.

Im Erdgeschoss (in Russland bzw. der Ukraine ist das immer der erste Stock) sind Gemeinderäume, ein Saal für Gottesdienste sowie Zimmer für Kinder- und Jugendarbeit untergebracht. Auch den üblichen Raum für einen Wachmann gibt es hier. Die Heizung ist bereits komplett montiert, alle Wände sind mit Rigipsplatten begründigt worden, auch die Elektro- und Wasserinstallation ist abgeschlossen. Alle Türen und Fenster wurden erneuert. Gerade sind die Handwerker dabei, die Unterböden fürs Parkett zu verlegen. In einigen Zimmern ist der Parkettboden auch schon vorhanden. Zur Zeit werden die Toiletten und Bäder gefliest, etliche Wände werden gespachtelt und einige Räume werden gerade tapeziert.

Im ersten Stock bewundern wir die Bischofswohnung und die zahlreichen Räume für Büro, Verwaltung und Bibliothek. Einen Stock höher werden der evangelische Pfarrer von Odessa und die Diakonisse der Gemeinde wohnen. Dort wird es auch zehn Gästezimmer für insgesamt 24 Personen geben. Denn hier in Odessa soll auch weiterhin die Aus- und Fortbildung der Prädikanten stattfinden. Zufällig begegnet uns auf der Baustelle Schwester Doris, eine junge Diakonisse aus Deutsch-

land, die seit drei Jahren in Odessa arbeitet und die wohl bald hier einziehen wird.

Ich schneide noch einmal das Thema Win-niza an und frage mich, ob die Gemeinde ohne einen hauptamtlichen Pfarrer genügend Durchsetzungskraft haben wird, ihr eigenes Bauvorhaben bald in Angriff nehmen zu können. Natürlich wäre Alexej der richtige Mann für die Bauleitung, er weiß, wie in der Ukraine Genehmigungen eingeholt werden können. Er hat die Verbindungen um das richtige Baumaterial zur richtigen Zeit zu besorgen und er hat die richtigen Handwerker. Aber auch er kann die Gemeinde zur Zeit nur hinhalten und trösten. Also verlassen wir einerseits beeindruckt, andererseits bedrückt diesen Ort.

Unterwegs, auf dem Weg ins Zentrum, begegnen uns viele junge Leute, die sich in Schale geworfen haben und blaue oder rote mit Goldbuchstaben bedruckte Schärpen tragen. Es sind Schüler oder Studenten, die die Schule beendet oder ein Examen bestanden haben. Larissa erklärt, dass es sich bei den rot-beschärpten um solche Kandidaten handelt, die ihren Abschluss mit der Bestnote schafften. Zweimal kommt uns auch ein Autokorso mit feiernden Matrosen entgegen, die sich johlend und hupend über ihre Entlassung vom Militär freuen.

Am Nachmittag steht der Besuch der Armenischen Kirche auf dem Programm. Sie wurde vor fünf Jahren in der Nähe des Sanatoriums Rossia errichtet und steht dort auf freiem Feld mit Blick auf das Schwarze Meer. Neben der Kirche befindet sich ein Wohnhaus für die Mesnerin. Nach einer eher formellen Diskussion dürfen auch Larissa und Regino trotz kurzer Hosen und kurzer Ärmel das Kircheninnere betreten. Ein junger Mann in schwarzem Anzug beantwortet uns ein paar Fragen. Er ist wegen einer Augen- und Kopfoperation nach Odessa gekommen und hilft in der Kirche mit. Die armenische Gemeinde von Odessa umfasst nach seinen Angaben ein paar tausend Gemeindeglieder. Bei einem



Im Opernhaus von Odessa

Fest hätten sich kürzlich gar 10 000 Menschen rund um die Kirche versammelt. Die Mesnerin verkauft uns ein paar Kerzen, die als vor Gott stehende Gebete in dem Gotteshaus weiterbrennen.

Langsam knurrt der Magen. Auf dem Weg zum Strand landen wir unerwartet in einem ukrainischen Mini-Disneyland. Zwei kleine Freizeitparks mit nachgebauten altgriechischen bzw. südamerikanischen Exponaten gibt es da, eine Wasserwelt mit großen Rutschen und Kinderspielplätzen, einen Spielsalon mit 20 einarmigen Banditen, Imbissstände, Freiluftlokale und Souvenirbuden. Aber nur sehr wenig Besucher machen von dem reichen Angebot Gebrauch.

So sind wir neben zwei weiteren Gästen die einzigen, die sich in einem der Restaurants mit schönem Blick auf das Meer niederlassen. Die fröhliche Diana mit tiefer Stimme und sehr kurzem Minirock bedient uns zuvorkommend. Das Essen steht, obwohl frisch zubereitet, nach kurzer Zeit auf dem Tisch. Auch der Extrawunsch nach nur mit Zucker gefüllten Blinis wird anstandslos erfüllt.

Die letzten Odessa-Stunden klingen am Strand aus. Selten findet die Sonne einen Spalt in der dichten Wolkendecke und nur dann ist es so warm, dass man auch in Badekleidung im Sand liegen kann. Entsprechend wenige Badegäste sind anwesend. Die sind aber umso glücklicher und vergnügter. Mit geradezu kindlicher Freude genießen sie das Strandleben. Auch ich wage mich ins Wasser, aber eher um sagen zu können, auch einmal im Schwarzen Meer gebadet zu haben.

Larissa hat sich Auto- und Telefonnummer unseres gestrigen Taxifahrers gemerkt, der so lustig sprudelnd erzählte. Sie ruft bei seiner Vermittlungszentrale an und bittet darum, dass er uns zum Bahnhof bringt. Aber zur vereinbarten Zeit ist er noch nicht da. Die Dame der Vermittlung versichert, dass er schon unterwegs sei. Mit kleiner Verspätung trifft er ein und überschüttet

seine Fahrgäste sofort mit dem erwarteten Wortschwall. Als ich ihn nach seinem Namen frage, antwortet er nicht einfach mit „Sergej“, sondern zählt alle nur erdenklichen Koseformen und Wortspiele zu seinem Namen auf. Bereitwillig lässt er sich am Hauptbahnhof von Odessa zusammen mit Larissa und Regine fotografieren.

Unser Zug für die Rückfahrt ist zwar etwas älter, als der der Hinfahrt, dafür aber leiser und die Betten sind ein klein wenig breiter. Wieder haben wir ein Abteil für uns und können die schöne Exkursion mit einem gemütlichen Abendessen beenden. Eigentlich muss nicht mehr erwähnt werden, dass die Abfahrt und Ankunft wieder auf die Minute genau sind. Um halb vier weckt uns der Schaffner. In Winniza regnet es.

Samstag, 1. Juni 2002

Endlich findet sich genügend Zeit, den versäumten Schlaf nachzuholen. Das Frühstück zieht sich ab halb elf eine Stunde lang hin. Ich bereite mich weiter auf die morgige Konfirmation vor und fahre allein mit dem Trolleybus zum Kindergarten, wo für 14 Uhr ein Vorbereitungstreffen für das morgige Fest angesetzt ist. Das Wetter ist sehr trübe und regnerisch. Und da tritt die ganze Tristesse der maroden Stadt so richtig zu Tage. In den Gehsteigmulden steht das Wasser, die Verkäuferinnen der Sonnenblumenkerne sitzen plastikummhüllt vor ihren Tischchen und finden noch weniger Kaufwillige als sonst. Einer der Trolleybusse streikt und muss unterwegs vom Stromnetz abgekoppelt werden, damit die anderen passieren können. Die Schaffnerin des Busses mit dem ich fahre, hat keine Lust mehr zu kassieren und lässt die zusteigenden Fahrgäste die letzten sechs Stationen kostenlos mitfahren. Das Regenwasser klatscht gegen die Häuserwände und bahnt sich einen breiten feuchtschwarzen Weg in den Rissen und Fugen.

Von den Konfirmanden fehlen immerhin nur drei. Sascha schreibt heute in der Schule eine wichtige Prüfung, eine Frau war



Kreuz vor der koptischen Kirche bei Odessa

telefonisch nicht zu erreichen und einer anderen war leider ein falscher Termin mitgeteilt worden. Oksana ist mit ihrem sechsjährigen Sohn gekommen. Sie will unbedingt noch vor dem Unterricht mit mir sprechen. Das Gespräch mit ihr dauert zwanzig Minuten und so können wir erst um halb drei beginnen. Sie erzählt, dass sie mit 17 Jahren orthodox getauft wurde. Ihr Vater sei zwar deutschstämmig gewesen, aber er habe sich zu keiner Kirche gehalten. Sie wisse nun nicht, ob sie schon reif sei für die Konfirmation und möchte deshalb noch warten. Ich versuche ihr zu erklären, dass vor Gott alle Menschen gleich sind und dass er sie mit dem Herzen ansieht und nicht durch die Brille einer bestimmten Konfession. Sie akzeptiert diesen Gedanken, meint aber, dass sie noch zu wenig Unterricht gehabt habe. Natürlich anerkenne und begrüße ich ihre Haltung. Oksana verspricht weiterhin regelmäßig zum Gottesdienst und zum Unterricht zu kommen.

Dann stimmen wir den Ablauf des Gottesdienstes miteinander ab. Waldemar, der 62-jährige Konfirmand, hat zwei junge Birken mitgebracht, um den tristen Raum ein wenig zu beleben. Wir üben den gemeinsamen Einzug, der in diesen Räumen freilich ein wenig grotesk wirkt, aber der Zustand des heruntergekommenen Gebäudes scheint den Menschen hier weniger wichtig zu sein. Noch einmal wird ihnen das Versprechen erklärt, das sie abgeben und Larissa übt mit ihnen die entsprechenden Texte. Das russische Glaubensbekenntnis können sie alle auswendig.

Zum zweiten Mal üben wir das von Nadija ins Russische übersetzte Lied „Komm sag es allen weiter“. Weil es samstags keine Möglichkeiten zum Kopieren gibt, schreiben alle das Lied ab. Der Gesang klappt erstaunlich gut. Nur Prädikant Mekola hat wieder einmal und auch mehr aus Prinzip einen Einwand. Er möchte, dass ein Wort des Liedes geändert wird. Eher um des lieben Friedens willen stimmen die anderen zu. Außerdem erinnert Mekola uns

daran, dass das „Herr erbarme dich“ bei der Gottesdienst-Liturgie nicht nur in deutscher und russischer Sprache, sondern auch als Kyrie eleison in Griechisch gesungen wird. Auch gut.

Ilona, die alle Lieder auf dem Klavier begleitet, ist ebenfalls bei der Probe dabei. Sie hatte kürzlich ihr Examen und hat es mit der Bestnote bestanden. Sie bittet mich, ihr die Noten für das zuvor erwähnte Lied per e-Mail zu senden. Bei der Vorbereitung auf das Abendmahl greift Larissa resolut ein. Ihrer Meinung nach sollten alle Konfirmanden das Brot sofort essen und nicht, wie in der orthodoxen Kirche üblich, zuvor in den Wein eintauchen.

Nach der Probe bietet Regine noch ein paar Kreistänze an und sogar einer der Jungs tanzt begeistert mit. Dass der Kassettenrecorder buchstäblich aus dem letzten Loch pfeift, stört niemanden. Währenddessen bedrängt mich Mekola mit ein paar Informationen aber auch Fragen zu seiner Familiengeschichte und seinem Stammbaum. Letztendlich will er wissen, wie sein Sohn einen Ausreiseantrag stellen kann und welche Chancen er hat. Da weder Geburtsurkunde des deutschstämmigen Vaters noch des Großvaters vorhanden ist, muss ich ihm leider sagen, dass es sehr schwierig sein wird.

Waldemar möchte wissen, wie man beim Beten die Hände halten müsse. Ich erläutere ihm die verschiedenen Formen und deren Bedeutung. Mekola freilich vertritt – laut Waldemar – die Meinung, dass die Evangelischen die Hände falten müssen. So und nicht anders. Rita drängt darauf, dass ich ihre Beziehung zu Waldemar in einer Segenshandlung zu Hause unter Gottes Schutz stelle. Eine kirchliche Trauung ist nicht möglich, weil sie noch nicht standesamtlich verheiratet sind.

Die Frauen greifen wieder einmal zu Besen und Putzlumpen und wischen die Kirchenräume aus. Waldemar bindet nach kurzem Disput die Birken von ihren Ständern los,

damit sie bis morgen ins Wasser gestellt werden können. Regine entfleucht mit Mekola zu einer weiteren Portraitsitzung, die nur eine Stunde dauern soll, sich aber wieder über gut drei Stunden hinzieht. So bleibt mir Zeit für längst fällige Tagebuchaufzeichnungen, während Maria das Abendessen herrichtet.

Ich repetiere ein weiteres Mal die schwierigen russischen Texte für die Konfirmation und die Beichte.

Ein politisches Nachtgespräch mit Maria beschließt den Tag. Es geht um die Frage der ukrainischen Identität, um die Selbstfindung eines Volkes, das jahrhundertlang unter Fremdherrschaft stand. Und es geht um das Verhältnis der Ukraine zum großen Bruder Russland, der zu Sowjetzeiten nur als Unterdrücker erlebt wurde. Was wissen wir schon von den ukrainischen Volkshelden unserer Zeit, die noch in den 70er Jahren dafür getötet wurden, dass sie ihre literarischen Werke in ukrainischer Sprache verbreiteten. Wohin sollen sich die jungen Menschen orientieren? Natürlich möchte die Ukraine eines Tages auch Mitglied der Europäischen Union sein. Wie sollen die Menschen damit umgehen, dass die alten kommunistischen Seilschaften wieder die Macht an sich gerissen haben in Politik und Wirtschaft? Viele Fragen bleiben offen.

Sonntag, 2. Juni 2002

Am Morgen, beim Frühstück, setzt sich die Diskussion von gestern Abend fort. Die deutschen Gäste versuchen zu verstehen, warum einerseits die ukrainische Sprache verboten wurde und warum Menschen getötet wurden, weil sie diese Sprache kultivieren wollten. Andererseits gab es, wenn auch wenige, ukrainische Schulen, an denen diese Sprache gelehrt wurde.

Den ganzen Sonntag regnet es ununterbrochen. Um neun Uhr bahne ich mir einen Weg durch die Pfützen zum Bus. Die ersten Gottesdienstbesucher sind schon bei der Kindergarten-Kirche eingetroffen.

Zwei jugendliche Konfirmanden sind ganz allein gekommen, von vier weiteren ist nur die Oma da. Von den sechs erwachsenen Konfirmanden hat außer Waldemar, der von seiner Frau Rita begleitet wird, niemand Angehörige mitgebracht.

Alle packen mit an, um die Bänke und den improvisierten Altar aufzubauen. Waldemar verschönert den schmucklosen Raum mit den zwei jungen Birken. Regine hat für den Abendmahlstisch handgestickte ukrainische Deckchen besorgt. Sascha kommt völlig durchnässt an und muss sein Hemd ausziehen. Die Mädchen ziehen sich in der Rumpelkammer um, sie tragen dezente schwarz-weiße Kleidung.

Zu den Klavierklängen von Ilona ziehen wir in den Gottesdienstraum ein. Erstmals erlebt die Gemeinde diesen Brauch. Larissa begrüßt alle Anwesenden und ich bedanke mich für die Freundlichkeit der Gemeinde von Winniza und für die Ehre, diese Konfirmation halten zu dürfen. Nadija übersetzt mit sehr viel Gefühl. Ein besonderer Dank richtet sich an die Helferinnen und Helfer, die den Festsonntag mit vorbereitet haben. So schrieb Larissa bis zwei Uhr nachts an den 15 Konfirmationsurkunden.

Erstmals lese ich auch den Predigttext in russischer Sprache vor. Bei der Ansprache ist eine konzentrierte Spannung und Aufmerksamkeit spürbar. Ich bin ganz hier. Larissa richtet zusammen mit mir die Fragen an die Konfirmanden. Erstmals spüre ich auch bei der jungen Gemeindeleiterin ein wenig Aufgeregtheit. Schließlich konfirmiert sie heute ihre eigene Tochter Valeria. Bei der Einsegnung spreche ich die Segensformeln in deutscher Sprache und segne jede und jeden Einzelnen und nenne sie bzw. ihn persönlich beim Namen: Kolja, Wika, Nastja, Aljona, Sascha, Marina, Katja, Valeria, Kostja, Julia, Lydia, Tatjana, Waldemar, Jana, Leonid. Zu jedem dieser Namen gehört ein Gesicht, zu jedem dieser Namen gehört eine Geschichte. Diese Menschen sind uns in so kurzer Zeit zu



Neu erbaute orthodoxe Kirche am Stadtrand von Winniza

Schwestern und Brüdern geworden. Ich muss mit den Tränen kämpfen, als ich bei der Einsegnung daran erinnert werde, dass wir in vier Tagen Winniza bereits wieder verlassen.

Nach der gemeinsamen Beichte erleben wir die Uraufführung unseres Abendmahl- liedes „Komm sag es allen weiter“ in russi- scher Sprache. Die Gemeinde singt sofort begeistert mit. Beim Abendmahl selbst fühle ich mich bereits wie bei einem Heim- spiel. Es ist nun das dritte und letzte Mal, dass wir es miteinander feiern. Alle sind voller Ernst und innerer Anteilnahme da- bei. Nur die kleine Nastja bekommt bei der Austeilung des Brotes einen Kicheranfall.

Am Ende des Gottesdienstes treten alle 15 Konfirmandinnen und Konfirmanden noch einmal vor den Altar. Larissa liest die Kon- firmationssprüche vor und händigt die Ur- kunden aus. Ich darf jeder Konfirmandin und jedem Konfirmanden ein kleines Holz- kreuz umhängen, das ich in einem katholi- schen Kirchenladen besorgt hatte. Regine und Larissa sprechen einen irischen Schlusssegen und wir singen das Lied „Dich zu loben“, in dem so viel lebendiges Gottvertrauen der kleinen Gemeinde mit- schwingt.

Nach dem Gottesdienst stellen sich die Frischkonfirmierten zum Foto vor dem Altar auf. Nur Regine, Rita und ich haben einen Fotoapparat dabei. Ich habe Proble- me mit dem Blitz und kann nur hoffen, dass wenigstens ein paar Bilder gelungen sind, denn ich habe versprochen, sie als Erinnerung nach Winniza zu schicken.

Die Frauen schmieren inzwischen im Ne- benraum einfach belegte Brote, stellen selbst eingelegte Gurken und Äpfel auf den Tisch und dazu ein paar Flaschen Wasser und Saft. Für die jugendlichen Konfirman- den wird im Kirchenraum eine bescheidene Festtafel gedeckt. Es gibt Eis, Kekse, Bon- bons und Saft und dazu Musik aus dem Kassettenrecorder.

Die einfache Mahlzeit ist fröhlich und zwanglos. Ungeniert greifen alle zu und schnell ist alles aufgegessen. Und auch die Jugendlichen sind glücklich. Waldemar sorgt einmal mehr dafür, dass auch eine Flasche Wodka und eine Flasche Wein geleert werden. Die Trinksprüche sind warmherzig und voller Wehmut darüber, dass wir Winniza schon wieder verlassen. Nadija betont zum wiederholten Mal, dass dies die schönste Konfirmation war, die sie je erlebt hat und dass sie ihr „Täubchen Frau Königin Regine“ und ihren „Herrn Pastor Helmut“ niemals vergessen wird. Es ist ihr „blauer Traum“, sagt sie, uns einmal in Deutschland besuchen zu dürfen. Im Ukrainischen ist ein „blauer Traum“ ein Traum, der sich wohl nie verwirklichen wird.

Die Zeit ist weit fortgeschritten, aber alle wollen noch mit Regine tanzen. Alt und Jung mischen sich in den Kreis, nur die Männer halten sich zurück. Einem schotti- schen Kreistanz folgen Tänze aus der Uk- raine und aus Griechenland. Mit einem israelischen Segenstanz findet die Konfir- mation einen bewegten und dennoch feier- lichen Abschluss.

Auf dem Heimweg im Bus, draußen regnet es weiterhin in Strömen, holt uns die rauhe Wirklichkeit ein. Vom Bus aus sehe ich eine ältere, offensichtlich betrunkene Frau, die in eine Pfütze gestürzt ist. Sie versucht ständig, sich aufzurichten, fällt aber immer wieder ins Wasser zurück. Ein schreckli- ches Bild des Jammers. Die Passanten lau- fen achtlos an der Frau vorüber.

Zuhause klingelt das Telefon. Gregorij, der Mann von Larissa gratuliert mir zum Sieg der deutschen Fußballnationalmannschaft über die Auswahl von Senegal, wie er sagt. Bei dem 8:0 Sieg habe allein Miroslav Klose drei Tore erzielt. Später stellt sich heraus, dass es sich um Saudi-Arabien handelte. Auch die Ergebnisse der Spiele der anderen Gruppen teilt der Fußballfan mir mit. Maria macht gleich den Fernseher an, in dem gerade das Spiel Spanien gegen



Konfirmation am 2. Juni 2002 in Winniza

Slowenien gezeigt wird. Ich bin jedoch so müde, dass ich dem sportlichen Ereignis einen verspäteten Mittagsschlaf vorziehe.

Heute wird die unermüdliche Maria, die uns drei Wochen lang bekochte, zum Essen eingeladen. Im Restaurant „Nascha Chata“ (Unsere Hütte) serviert uns die Kellnerin Larissa in hübscher ukrainischer Tracht ein leckeres Abendessen. Endlich wird auch einmal ein wohlschmeckender georgischer Weißwein kredenzt. Tanja, die Restaurantchefin, singt uns nicht ganz uneigennützig ein ukrainisches Lied vor. Denn später sitzen Viktor und Dimitrij bei uns am Tisch, zwei Autohändler aus Winniza, die ihre Kontakte nach Deutschland ausbauen wollen. Derzeit suchen sie in Deutschland einen Doppeldeckerbus für einen Kunden aus Odessa. Dimitrij, ein großer, bulliger Mitvierziger, goldfingerberingt und ehemaliger Afghanistankämpfer erzählt von seinen Freunden in Ellwangen bei Ulm. Viktor versichert, dass er früher viel Sport getrieben habe, vor allem als Schwimmer und dass er damals nicht so dick gewesen sei. Auch er war Afghanistan. Wir erfahren auch noch, dass ihrem Chef der große Autosalon Wladimir gehört, der mir bereits bei einem Stadtbummel auffiel. Wir stellen uns zum Gruppenfoto auf. Viktor chauffiert uns in seinem Toyota durch den Regen nach Hause.

Montag, 3. Juni 2002

Der Regen hat aufgehört. Maria, die sich vor ein paar Tagen in der Küche mit dem Messer ein Stück einer Fingerkuppe abgehobelt hatte, hat solche Schmerzen, dass sie zur Klinik geht. Sie muss dort lange warten und wird, auch wegen zu hoher Blutdruckwerte, krankgeschrieben. Inzwischen kann ich die Segnungsfeier für Rita und Waldemar vorbereiten. Die beiden Freunde von gestern Abend tauchen auf und wollen uns eventuell helfen, einen Bus für den Gemeindebesuch aus Winniza in Ingolstadt zu bekommen.

Nach dem Mittagessen versuche ich einen Artikel für unsere Dekanatszeitung „DER MONAT“ über die deutsche evangelisch-lutherische Kirche in der Ukraine zu schreiben. Danach begleitet uns Maria in die Stadt und zeigt uns die alte orthodoxe Nikolaj-Kirche, die 250 Jahren ganz aus Holz errichtet wurde. Leider können wir sie nur von außen bewundern. Während Maria vergeblich versucht, einen Schlüssel aufzutreiben, spricht uns ein Arbeiter der städtischen Elektrizitätswerke an. Er ist mit zwei weiteren Kollegen und einem großen Kranwagen unterwegs, um Strommasten und Trafostationen zu inspizieren. Gleich beklagt er die miserable wirtschaftliche Situation in der Ukraine und lobt den deutschen Wiederaufbau. Auch fragt er, ob es denn bei uns orthodoxe Kirchen gäbe.

Unterwegs trifft Maria einen deutschsprechenden Bekannten, der eine ständige Aufenthaltserlaubnis für Deutschland besitzt. Die meiste Zeit lebt er in Winniza, nur selten ist er bei seinen Verwandten in Mecklenburg-Vorpommern.

Am späten Nachmittag bastelt und faltet Regine mit fünf Frauen aus der Gemeinde und Waldemar Sterne und Kerzenhalter aus Goldpapier. Alle sind mit großem Eifer dabei. Tschai und Kekse dürfen niemals fehlen.

Ich sitze während des Bastelabends in Larissas Wohnung am russischen Computer und versuche, das Protokoll der Kirchenvorstandssitzung druckfertig zu machen. Mit Valerias Hilfe gelingt das auch. Ganz selbstverständlich stellt sie mir ein paar belegte Brote und einen Tee auf den Schreibtisch. Selbst die vierjährige Greta hatte mich schon gefragt, ob ich einen Tschai haben möchte.

Als ich mit meinem Druckergebnis um acht Uhr zurückkomme, hören die Frauen samt Waldemar gerade mit der Bastelei auf, lassen sich noch einmal ein paar Kreistänze zeigen und üben deutsche Segenslieder ein, die sie noch nicht kennen.

Wieder wird deutlich, dass drei Wochen für einen Gemeindeeinsatz wie den unsrigen entschieden zu wenig sind. Die doppelte Zeit sollte es schon sein. Andererseits können wir festhalten, dass auch in den drei Wochen einiges bewegt und geschafft worden ist.

Draußen vor dem Haus haben nach dem Regen die Babuschkas wieder Stellung bezogen. Die Menschen kehren von der Arbeit zurück, die jungen Leute stolzieren feingemacht zu einem Abendbummel in die Stadt. Viktor und Dimitrij tauchen nochmals auf. Viktor besteht darauf, dass wir morgen Abend auch noch ihn und seine Familie besuchen.

Dienstag, 4. Juni 2002

Die Märkte von Winniza faszinieren bei jedem neuen Besuch. Es gibt einen Zentralmarkt, auf dem alles zu haben ist. Wer nicht weiß, wo was verkauft wird, fragt sich durch. So machen auch wir es auf der Suche nach CDs oder Kassetten mit ukrainischer Volksmusik. Aber die Mühe wird kaum gelohnt. Die kleinen Musikbuden sind zwar vollgestopft mit westlicher und aktueller ukrainisch-russischer Popmusik, aber bei der Frage nach ukrainischen Volksklängen erntet der Kaufinteressent meistens ein ungläubiges Kopfschütteln oder es wird aus der hintersten Ecke ein Ladenhüter hervorgekramt. Dabei handelt es sich dann fast ausschließlich um volkstümliches Schunkel- und Stimmungsgedudel. Letztendlich wechseln zwei Kassetten den Besitzer, aber eher weil die Käufer der erfolglosen Suche ein Ende bereiten wollen. Denn Maria würde noch weitere drei Stunden herumlaufen, um die Wünsche der deutschen Gäste zufrieden zu stellen.

Neben dem Zentralmarkt gibt es auch viele weitere Märkte, die sich auf bestimmte Produkte spezialisiert haben: Nahrungsmittel, Möbel, Werkzeuge, Elektrogeräte, Autozubehör usw. Auf einem Bürgersteig beispielsweise präsentieren die Fahrradhändler ihre Angebote. Vom teuren Mountain-

bike bis zu chinesischen Billigmodellen, die schon im Neuzustand anfangen zu rosten, ist alles zu haben.

Regine ist außerdem auf der Suche nach weißem Leinenstoff für eine ukrainische Bluse, die dann bestickt werden soll. Dieses Unterfangen ist noch erfolgloser als die Odyssee nach folkloristischer ukrainischer Musik. Dafür finden wir, wenn auch keinen schwarzen, so doch roten Kaviar, eine Flasche Muskatwein für den Abschiedsabend bei Larissa, eine Tüte vorzüglicher selbstgemachter Kartoffelchips zum Sofortverzehr und Kugelschreiber mit aufgedruckten Vornamen für etliche unserer Winniza-Freunde.

Das bunte Treiben auf den Märkten, das der Vielfalt auf orientalischen Bazaren nahe kommt und dementsprechend fasziniert ist die vordergründige Seite, die den westeuropäischen Besucher so gefangen hält, dass er leicht die Schattenseite der Kulisse vergisst. Tag für Tag schleppen die Menschen ihre Ware in die Verkaufsbuden und sitzen täglich bis zu zwölf Stunden mehr oder weniger untätig auf einem Hocker in der Ecke des winzigen Verschlags. Wenn es ein guter Tag ist, verkaufen sie ein paar Artikel und verdienen zwei, drei Euro. Von diesem Geld müssen sie auch noch Ladenmiete und Strom bezahlen. Wenn es ein schlechter Tag ist, gehen sie ohne Verdienst nach Hause. Volkswirtschaftlich ist dieses System ein Desaster. Fast alle diese Menschen wären bereit für etwas mehr Geld produktive Arbeit zu leisten, aber die gibt es nicht. Wo sie angeboten wird, da ist sie häufig noch schlechter bezahlt als das Herumsitzen auf dem Markt.

Die ganze Absurdität und Sinnlosigkeit dieser Pseudomarktwirtschaft offenbart sich am anschaulichsten beim Anblick der „wilden“ Verkäuferinnen und Verkäufer. Das sind Menschen, die irgendetwas, das sie noch besitzen, auf den Bürgersteig legen und feilbieten. Im Verlauf einer halben Stunde begegnen mir: Ein Mann, der zwei



Marktbuden am Bahnhof von Winniza

Paar schmutzige Knieschoner für Skater verkaufen will, eine alte Frau mit drei Paar Kinderschuhen, zwei junge Burschen vor einem Stapel Bücher, zwei Mütterchen, die den Passanten Petersilienbüschel entgegenhalten, eine Frau mit Unterwäsche auf dem ausgestreckten Arm, ein älterer Herr im Anzug, der, wie viele andere auch, ein paar Tüten Sonnenblumenkerne verkauft.

Für diese Menschen ist die Verkäuferin, bei der wir einen geräucherten Fisch für Johannes, meinen Mitarbeiter in Ingolstadt erwerben, schon eine richtige Geschäftsfrau. Muss sich im Bewusstsein der Leute etwas ändern oder ist in erster Linie die politische Führung des Landes gefragt? Wer soll diese Frage beantworten in einem Land, in dem es derzeit an die 100 politische Parteien gibt. Die Menschen im Trolleybus, mit dem wir nach Hause fahren, sie haben andere Sorgen. Die Schaffnerin fordert zwei junge Mädchen auf, ihre Fahrkarte zu lösen, aber die beiden reagieren einfach nicht. Die anderen Fahrgäste geben sich unbeteiligt. So wie die Mädchen im Bus machen es auch viele Mieter. Sie bezahlen ihre Miete nicht, weil sie kein Geld haben. Der Staat reagiert nicht. Was hätte er auch von zig Millionen Menschen auf der Strasse?

Am späten Nachmittag begleitet Larissa uns zu einem Besuch bei Kirchengemeinderin Rita und ihrer Familie. Waldemar und Rita, die noch nicht verheiratet sind, aber zusammen leben, wollen sich, wie schon erwähnt, bei einer kleinen Segenshandlung versprechen, dass sie versuchen wollen, ihr neues Leben mit Gottes Hilfe zu gehen. Auch Ritas Sohn Arkadi ist mit seiner Frau Ljana und den Kindern Kostja und Nastja gekommen, die am Sonntag konfirmiert wurden. Die schmale, kleine Ljana humpelt gekrümmt im Wohnzimmer herum. Sie kam heute aus der Klinik, wo ihr vor fünf Tagen einige Nierensteine entfernt wurden.

Wir singen ein Lied, sprechen ein Gebet und ich halte eine Ansprache, die Regine

mit dem Märchen von Dornröschen vertieft. Rita und Waldemar versprechen, ihr gemeinsames Leben unter Gottes Schutz zu stellen und empfangen den Segen.

Dann, beim fröhlichen Abendessen erzählt Waldemar, dass nicht er seine Rita, sondern, dass sie ihn gefunden habe. Die Kirchengemeinderin Rita hatte von der Gemeindeführerin Larissa eine Liste mit Adressen von deutschstämmigen Menschen in Winniza erhalten, die sie besuchen sollte. Darunter war auch die Anschrift von Waldemar Krauze. Anderthalb Jahre trug sie seinen Namen mit sich herum, bis sie ihn endlich einmal besuchte. Solange lebte der 62-jährige auch ganz allein. Ob sie ihn dann erst für sich oder für die Gemeinde gewann, sei dahingestellt.

Auf jeden Fall zogen die beiden zusammen und Waldemar sagt, dass er sich wie ein neuer Mensch fühlt, seit er zur Gemeinde gehört. „Früher war ich koi richtiger Mensch net“, meint er im typisch schwäbischen Dialekt der Russlanddeutschen, „manchmal ist mir als wär ich noch a Mal neu geboren.“ Es fällt schwer, von dieser Ursprünglichkeit Abschied zu nehmen. Als Rita erfährt, dass wir schon eine Rückfahrtsmöglichkeit nach Kiew gefunden haben, kommt es fast zum Eklat. Sie hatte bereits wieder den Moskwitsch für uns organisiert und lässt sich auch damit nicht trösten, dass wir mit Dimitrij und Viktor zwei Männer gefunden haben, die uns helfen können einen Bus für einen Besuch der Gemeinde aus Winniza in Ingolstadt zu finden.

Mittwoch, 5. Juni 2002

Rita kommt vorbei und lässt sich von Regine Tanzschritte zeigen. Die gestrigen Wogen scheinen geglättet zu sein. Sascha, ein 22-jähriger ehemaliger Deutschschüler von Maria taucht auf und erzählt, welche Ausbildungen er bisher durchlaufen hat. Dann erklärt er, dass alle Probleme der Menschheit von deren sexuellem Fehlverhalten abhängen. Auch Mekola schaut

nochmals herein und bringt das Portrait mit, das er von Regine gemalt hat. Er fragt, ob ich seine 30seitige farbige Ausstellungsmappe in Deutschland 1000mal drucken lassen kann. Er würde sie dann zugunsten der evangelischen Gemeinde von Winniza verkaufen. Als er den Preis für die Druckkosten erfährt, fällt er fast in Ohnmacht. Und vor allem: Wer sollte die Hefte kaufen?

Am Nachmittag holt mich Larissa ab. Zusammen mit Frau Prof. Dr. Anna Boyko fahren wir in letzter Minute zu deren Reha-Projekt-Idee nach Stara Priluka. Der 33-jährige Sohn von Anna chauffiert uns. Auch er ist Psychiaterarzt, aber mit dem Gehalt eines Mediziners, kann er seine Frau und seine beiden kleinen Söhne nicht ernähren. Also fährt er im Auftrag einer Firma alle paar Monate nach Rostock, um dort gebrauchte Autos abzuholen. Der Weg ins 40 Kilometer entfernte Priluka führt durch zwei malerische Dörfer mit kleinen Seen. Leider gibt es auch hier viel Industrieschrott.

Zu dem einst stattlichem Gut Priluka führt eine breite Lindenallee mit tiefen Wannen in der unbefestigten Zufahrt. Der Zustand des ehemaligen Schlosses ist selbst für ukrainische Verhältnisse katastrophal. Wenigstens hat es aufgehört zu regnen. Vor dem Portal empfängt uns die fast gefürchtete Delegation: Alexander Komann, der Präsident des Landkreises, Wladimir Kudin, dann der Direktor der Sonderschule, die auch für das geplante Priluka-Projekt zuständig ist, Nikolaj Lukjanjuk, der Direktor einer Technikerschule aus Winniza und ein vierter Repräsentant, dessen Name mir entfallen ist. Zunächst versuche ich mit meinen mühsam erarbeiteten Russischkenntnissen Fragen zum Projekt von Anna Bojko zu stellen und die Antworten zu verstehen. Es ist recht schwierig. Nach einer halben Stunde habe ich die erlösende Idee und frage, ob denn jemand von den Herrschaften etwas besser Deutsch oder Englisch spricht als ich Russisch. Nikolaj, der bullige Schuldirektor, meldet sich. Er

spricht gut Englisch und fungiert nun als Dolmetscher. Immerhin wird das Reha-Projekt schon von der Stadt Nürnberg gefördert. Meine Vorschläge erst einen winzigen Teilbereich modellartig zu restaurieren oder auf dem Gelände ein neues, kleines Gebäude zu errichten, wird wohlwollend notiert. Irgendwie komme ich mir deplaziert vor. Die vier hohen Herren im dunklen Anzug klammern sich an den dünnen Strohhalm eines deutschen Pfarrers in Jeans und T-Shirt. Natürlich kann ich einmal bei unseren Stadtvätern oder beim Ingolstädter Klinikum anklopfen, aber ob dabei etwas herausspringt, ist fraglich. In jedem Falle sind der verzweifelnde Mut und das langatmige Vertrauen von Anna Bojko und ihren Mitstreitern zu bewundern. Immerhin haben sie von der ukrainischen Regierung die Genehmigung erhalten, für ihr Vorhaben Hilfsgüter einzuführen und ausländische Sponsoren anzuwerben. Nicht umsonst warte ich auf das abschließende Essen. Der Landrat hält eine so langsam und deutlich vorgetragene Rede, dass selbst der deutsche Gast mühelos folgen kann. Ansonsten dolmetscht Nikolaj. Der Tisch biegt sich. Anna greift bei den grätenreichen Fischen kräftig zu. Kaum ist ein Toast zu Ende, werden die Wodkagläser wieder randvoll eingeschenkt. Zu guter letzt werden dampfende Tassen herein getragen, aus denen irgendetwas herausragt. Ich vermute den üblichen Tee, aber es ist Ucha, eine Suppe in die ein komplettes Fischlein hineingehängt wurde. Ich taufe dieses Gericht „Rujba-Tschai“ (Fischtee), ernte dafür lachenden Applaus und Dr. Bojko meint, jetzt habe sie endlich einen treffenden Namen für ihr Projekt gefunden.

Ich gebe Larissa einen Wink, der darauf hinweisen soll, dass wir bald zurück müssen. Ganz schnell löst sich die Versammlung auf. Draußen rauchen die Männer eine Verdauungszigarette, stellen sich zum Gruppenfoto auf, der Landrat überreicht mir seine Visitenkarte und Juri, der Sohn von Anna Bojko, der ebenfalls Psychiaterarzt ist, steuert den Lada zurück Richtung Winniza. Unterwegs stoppt er zweimal,



Das „Reha-Schloss“ Priluka
links: Prof. Dr. Bojko

denn es bieten sich schöne Fotomotive: ein paar Angler auf der Brücke, zwei kleine Mädchen auf viel zu großen Herrenfahrrädern, ein Pferdefuhrwerk mit Grünfütter und eine Wiese mit schnatternden Gänsen.

Den letzten Abend verbringen wir bei Georgij und Larissa, die ja gleich im Häuserblock nebenan wohnen. Auch Larissas Schwester Jana, die Töchter Valeria und Greta, Übersetzerin Nadija und Maria nehmen an dem Abschiedsfestmahl teil. Es gibt einen wahrhaft köstlichen Krebsfleisch-Cocktail, ukrainische Krautrouladen mit relativ viel Reis, mit Käse überbackenes Fleisch und viele andere Leckereien. Die Trinksprüche sind bestimmt von dem bevorstehenden Abschied. Jana verlässt uns als erste, sie muss zu ihrer 24-Stunden-Verkaufsschicht. Sie erinnert uns an die erste Begegnung im Gottesdienst und sagt, dass sie es spüren konnte, dass der Geist Gottes uns verbindet.

Neu und nachahmenswert ist für uns die Sitte, den Freunden aus Deutschland nicht nur eine gute Reise zu wünschen, sondern ihnen auch Grüße mitzugeben an die Kinder und Enkelkinder, die unsern Gastgebern unbekannt sind.

Donnerstag, 6. Juni 2002

Dmitri und Viktor haben tatsächlich den Mercedes 600 ihres Autosalonchefs bekommen und stehen punkt fünf vor der Haustür. Auch Maria begleitet uns auf der Fahrt in die Hauptstadt. Für die Strecke nach Kiew, die der alte Moskwitsch auf der Herfahrt in sechs Stunden bewältigte, braucht der schwere Benz gute zweieinhalb Stunden. Vor der deutschen Botschaft stehen schon ein paar hundert Leute, die alle ein Visum beantragen wollen. Als deutsche Staatsbürger dürfen wir an der Schlange vorbei.

Wir besorgen für Viktor und Dmitri ein Multivisum für drei Monate und müssen dank einer falschen Auskunft an einem weiteren Schalter eine Stunde umsonst warten. Die Deutschen lassen sich die Ehre ihr Land besuchen zu dürfen teuer bezahlen. Pro Person sind 55 € fällig. Und ob-

wohl die beiden Ukrainer alle Papiere parat haben, müssen sie noch zweimal zur Botschaft kommen, bis alles perfekt ist.

Der Versuch den Leinenstoff für Regines Bluse in der Hauptstadt zu bekommen, schlägt auch hier fehl. Der Laden, in dem es das Leinen geben soll, ist geschlossen. Beim Versuch auf dem Bürgersteig zu parken setzt der schwere Benz auf den Steinen auf. Eine Passantin gibt Maria Adresse und Telefonnummer von einem anderen Leinen-Laden. Der hat den Stoff und Dimitri verspricht, ihn zu besorgen. Wir drehen bei dichtem Verkehr ein paar Runden durch die sonnige Metropole, vorbei am Denkmal der übergroßen Mutter der Ukraine, überqueren den kilometerbreiten Dnjepr und durchfahren zwei Trabantenstädte mit eng aneinander gereihten Plattenbauten. Die Männer laden uns am Flughafen zum Essen ein. Um 16 Uhr, mit einer knappen Stunde Verspätung, erhebt sich unser Austria-Jet in die Lüfte. Zum Glück hat auch der Anschlussflug in Wien Verspätung und so können wir nahtlos weiterfliegen nach München, wo mein Mitarbeiter Johannes uns abholt.

Drei anstrengende, aber ereignisreiche und eindrucksvolle Wochen liegen hinter uns. Prallvoll ist die Kiste der Erinnerungen. Wird es gelingen, die gesammelten Eindrücke in Deutschland so weiterzugeben, dass etwas bewegt werden kann für die Gemeinde in Winniza? Werden sich junge Leute finden, die mithelfen, beim Bau des Gemeindehauses? Wird es gelingen, die notwendigen Gelder locker zu machen, um dieses Projekt zu verwirklichen? Wird der Kirchenvorstand aus Winniza der Einladung nach Deutschland folgen können? Und was werden die Ingolstädter Stadträte zu dem Vorhaben in Priluka sagen? Vielleicht lässt sich ja der eine oder andere „blaue“ ukrainische Traum in die Tat umsetzen. Diese Gedanken und Fragen bewegen mich, als wir durch die aufgeräumten Strassen unseres Überflusslandes nach Hause fahren. Viele kleine Schritte von vielen kleinen Menschen können viel bewegen.



Russisch-orthodoxe Kirche in Holzbauweise, Winniza